

L. fr.
0.
49^{aa}—

L. fr.
o
49^{aa}
—

GEDANKEN
FRIEDRICH'S DES GROSSEN

VORZÜGLICH IN IHRER BEZIEHUNG AUF DIE GEGENWART.



AUS SEINEN SCHRIFTEN GESAMMELT

VON

HEINRICH MERKENS.

ZUM BESTEN DER VICTORIA-NATIONAL-INVALIDENSTIFTUNG.

WÜRZBURG.

A. STUBER'S BUCHHANDLUNG.

1871.

Lfr. o. 49^{aa}—

GEDRUCKT

FRIEDRICHS DES GROSSEN

VORZUGLICH IN IHRER BEZIEHUNG AUF DIE GEGENWART



VON SEINER HOCHWÜRDIGEN ALLERHÖCHSTEN

MAJESTÄT

BEI SEINER HOCHWÜRDIGEN ALLERHÖCHSTEN

MAJESTÄT BEI SEINER HOCHWÜRDIGEN ALLERHÖCHSTEN

MAJESTÄT

BEI SEINER HOCHWÜRDIGEN ALLERHÖCHSTEN

MAJESTÄT

I N H A L T.

	Seite
Der Staat	2
Religion und sittliche Welt	22
Kunst und Wissenschaft	38
Ueber Erziehung	46
Friedrich der Grosse und die Franzosen	52

INHALT.

186	Der Staat
2	
22	Melken und seltene Welt
32	Kunst und Wissenschaft
40	Leber Kränzung
52	Einleitung der Grosse und die Franzosen

Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert,
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Goethe.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine grosse Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, dass auch sie Theil hatten an der Ehre und Grösse der Welt, dass ein König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldne Fassung gegeben hatten, der Geschichte der civilisirten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein grosser Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Grosses zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Gustav Freytag.

Die erste Aufgabe ist die, die
Allgemeine Theorie der
Funktionen zu entwickeln.
Die zweite Aufgabe ist die,
die Eigenschaften der
Funktionen zu untersuchen.
Die dritte Aufgabe ist die,
die Anwendungen der
Funktionen zu untersuchen.

Die erste Aufgabe ist die, die
Allgemeine Theorie der
Funktionen zu entwickeln.
Die zweite Aufgabe ist die,
die Eigenschaften der
Funktionen zu untersuchen.
Die dritte Aufgabe ist die,
die Anwendungen der
Funktionen zu untersuchen.

Die vierte Aufgabe ist die,
die Eigenschaften der
Funktionen zu untersuchen.

Friedrich der Grosse! wer ehrt nicht seinen unsterblichen Namen, an welchen alle Tugenden des Schlachtenhelden sich ketten? Wer ehrt und preist ihn nicht, den Urheber grosser historischer Thaten, den Mehrer des Reichs auf blutigem Ehrenfeld, den „alten Fritz“, den Sieger von Rossbach, Leuten und Liegnitz?

Aber den sittlichen und muthvollen Denker Friedrich? — Lernen wir auch ihn kennen und verstehen:

„Den König, welcher zählt in schlummerloser Nacht,
Und nach dem Zählen denkt, er habe noch zu wenig
Der Glücklichen gemacht“ —

den kühnen Bahnbrecher für die freie Bewegung des germanischen Geistes, den Gesetzgeber, den Lehrer, den Philosophen!

Es hat Gott sei Dank nicht an wahrhaft vaterländisch gesinnten Männern gefehlt, welche auf die geistige und sittliche Grösse Friedrich's aufmerksam gemacht haben¹⁾; und doch ist er im Ganzen noch lange nicht genug gewürdigt worden. Wir halten dies für ein wahres Unglück.

Kant, der grosse Königsberger Philosoph, bezeichnet das Zeitalter Friedrich's II. als das Zeitalter der deutschen Aufklärung; es ist, könnte man sagen, der Wendepunkt aus der Finsterniss mittelalterlicher Brutalität zu einem freien, menschenwürdigen Kulturleben in Staat und Familie. Wenn auch Friedrich der Grosse nicht persönlich, in unmittelbarer Selbstwirksamkeit, in die Bewegungen der deutschen Bildung einzugreifen vermochte, so gebührt ihm doch nichtsdestoweniger der Ruhm, der mächtigste und nach-

haltigste Wiedererwecker und Förderer des seit dem Reichselende des dreissigjährigen Krieges stockenden und unterbundenen Nationalgeistes gewesen zu sein.

Fürwahr, es ist überaus beklagenswerth, dass das deutsche Volk den grössten, den besten seiner Könige noch so wenig kennt; seiner, nicht Preussens Könige, sagen wir — und das mit Recht: denn Friedrich war es, der durch seine Gesetze Preussen zuerst zu einem Rechtsstaate ausbildete und es als europäische Grossmacht an die Spitze Deutschlands stellte; der mit deutscher Intelligenz und Tapferkeit nicht für Preussen allein, sondern im lebendigsten Bewusstsein einer höheren Sendung, auch für das deutsche Volk kämpfte, dem er seine beinahe gänzlich verlorene Selbstachtung wieder eroberte; der sich mitten in einer Zeit der Zerrissenheit, des Dahinsinkens der Reichsgewalt und der Versumpfung fast aller Quellen politisch-nationaler Begeisterung, für die Freiheit der deutschen Verfassung einen klaren Blick und ein warmes Herz erhielt; der für die Erhaltung derselben, zur Abwehr gegen alle inneren und äusseren Feinde des Reiches, noch am Abende seines Lebens (23. Juli 1785) den deutschen Fürstenbund, „das Prototyp für eine glorreiche Zukunft“, stiftete.

„In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden“²⁾! Dieses herrliche zu Fleisch gewordene Wort des königlichen Helden und Weisen: die Verkündigung einer unbedingten religiösen Freiheit des Individuums, es reicht allein schon hin, ihm das Andenken einer dankbaren Nachwelt zu sichern. Sehr richtig und schön sagt Kant: „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, dass er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen; der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von Seiten der Regierung, entschlug, und Jedem frei liess, sich in Allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier und da abweichenden Urtheile

und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten, frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder Andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch ausserhalb aus; selbst da, wo er mit äusseren Hindernissen einer sich selbst missverstehenden Regierung zu kämpfen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, dass bei der Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten“³⁾).

Und aus dieser Denk- und Gewissensfreiheit, welche zerstörend, schaffend, umgestaltend aus Preussen zuerst den anführenden Staat deutscher Intelligenz machte, gingen bald Bewegungen hervor, deren weitere Schwingungen sich für ganz Deutschland bis auf den heutigen Tag in erfreulichster Weise fühlbar machen.

Eine sehr kurzsichtige und einseitig-harte Beurtheilung des grossen Mannes, die uns aber merkwürdigerweise am häufigsten in den Weg tritt, beruft sich darauf, dass er die deutsche Sprache und Literatur verkannt und verachtet habe; man verdammt ihn, weil er nicht deutsch, sondern französisch sprach und schrieb.

Vor allem sollte man doch nicht vergessen, dass Friedrich's Jugend in eine Zeit fällt, in welcher Deutschland noch eine Literatur besass, die jeden gebildeten und geschmackvollen Geist geradezu abstossen musste; hierzu kommt dann noch „die teutonische Brutalität, womit ihm sein Vater diese Jugend verkümmerte und verbitterte“. Wer könnte es dem jungen Könige, dessen Geschmack sich an den geistreichen, schimmernden, blendenden Werken der damals schon seit einem Jahrhundert weltbeherrschenden französischen Kultur gebildet hatte, zum Vorwurf machen, dass er jene „rohen Erzeugnisse des nordischen Himmels“ verschmähte⁴⁾? Gewiss nur der engherzigste Rigorismus. Und dennoch schreibt er, drei Jahre vor seinem Regierungsantritt, an Voltaire: „Den Deutschen fehlt es nicht an Geist. Sie nähern sich in ihrem Charakter den Engländern, sie sind fleissig und gründlich; wenn sie sich einmal eines Gegenstandes bemächtigt haben, dann halten sie ihn auch fest, aber ihre Bücher sind von einer wirklich ertödtenden Weitschweifig-

keit. Könnte man die Nation von ihrer Schwerfälligkeit befreien und sie ein wenig mit den Grazien vertraut machen, so zweifelte ich nicht daran, dass sie grosse Männer hervorbringen würde. Indess wird eine Schwierigkeit uns beständig verhindern, gute Bücher in unserer Sprache zu bekommen. Es mangelt uns nämlich an einer allgemeingültigen Sprache; und da Deutschland unter eine Menge von Fürsten getheilt ist, so wird man es wohl nie dahin bringen können, dass es sich einer einzigen Akademie unterwerfe. Unsern Gelehrten bleibt also nichts übrig, als in fremder Sprache zu schreiben. Dazu kommt, dass die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachten, wegen der zu geringen Sorgfalt, welche diese Herren auf ihr Aeusseres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebt, und das Missverhältniss zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn der Grossen machen, dass die Letzteren gern über die Gelehrten spotten, aber dabei vergessen, dass sie grosse Männer sind. Die Hofleute respektiren das Urtheil der Fürsten und affektiren eine Verachtung gegen Männer, von denen sie tausendmal aufgewogen werden. O tempora, o mores!“

Und wie urtheilte Friedrich ungefähr ein halbes Jahrhundert später?

Seine 1781 geschriebene merkwürdige Abhandlung: „De la litterature allemande“ enthält die wichtige Stelle: „Erst seit Kurzem haben die gebildeten Männer den Muth gefasst, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, und erröthen nicht mehr, Deutsche zu sein. Vor nicht langer Zeit ist das erste deutsche Wörterbuch erschienen; ich schäme mich wirklich, dass ein so nützlich Werk nicht hundert Jahre früher zu Stande gekommen. Möchte man doch die Werke der alten und neuen Klassiker in unsere Sprache übersetzen.“

Was hat nun, so fragen wir, der Anklagepunkt der Verachtung der deutschen Sprache zu bedeuten? Und dann: hat Friedrich wirklich in befangener Parteisucht daran gezweifelt, dass sie jemals zu einer schönen Entwicklung gelangen werde?

Er, der mit prophetischem Blick den erhabenen Glanz der Zukunft erschaute, sagt am Schlusse jener Schrift:

„Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden;

unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Lust sprechen, und es könnte kommen, dass unsere Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von einem Ende Europas bis zum andern verbreitete.

„Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie euch an, sie erscheinen schon; ich werde sie nicht mehr sehen, mein hohes Alter benimmt mir diese Hoffnung. Ich stehe wie Moses und sehe von fern das gelobte Land; ich werde es nicht betreten.“

Allerdings gibt es einige patriotische Eiferer, die, voll Verdruss über Friedrich's gallische Bildung, die scharfe Lauge des Hohes darüber ausgiessen, dass er jene Worte zu einer Zeit schrieb, „in welcher nicht bloss mit Klopstock, Winkelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Goethe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen war.“ — Aber doch nur mit Unrecht. Wohl müssen auch wir es herzlich bedauern, dass jener gewaltige, tiefschauende Geist keine heimische Stätte zu einer freien Entwicklung fand, dass er gezwungen war, sein Heil in der Flucht zum Auslande zu suchen, das ihm die Kenntniss und das kindliche Gefühl für die deutsche Sprache fast gänzlich verkümmerte; — wir können es nicht loben, dass Friedrich sich, wenn auch nur äusserlich, während seines ganzen Lebens, besonders seit seinem Umgange mit Voltaire und andern namhaften Schöngeistern Frankreichs, immer mehr von deutscher Art und deutscher Weise entfremdete; — es bekümmert uns, dass er zuletzt schier das „schlechteste Deutsch sprach und schrieb, das je ein Sterblicher auf deutschem Boden verübt hat“, während er die französische Sprache als die einzige Sprache der civilisirten Welt bewunderte und sie sogar in Prosa und Poesie fleissig kultivirte.

Aber das alles darf die Billigkeit eines unparteiischen Urtheils nicht trüben, wir dürfen uns durch patriotische Empfindlichkeit nicht hinreissen lassen, es handelt sich nur darum, die innere Genesis eines sich natürlich entwickelnden Lebensprozesses darzustellen; wir haben nicht zu untersuchen, ob seine Handlungen sämmtlich korrekt sind, sondern ob ihr Endzweck die Wohlfahrt des Staates, der Ruhm des Vaterlandes war? ob sie mit den Fähigkeiten des Mannes überein-

stimmten? ob seine Missgriffe und Fehler auch die freie Wahrheit ertragen? Das allein ist hier die Frage des Vernünftigen, und die Beantwortung derselben kann nicht zweifelhaft sein: Alles, was er erstrebt, was er geleistet, worin er geirrt, ging mit innerer und äusserer Nothwendigkeit aus einer edlen, wenn auch allerdings nur zu oft durch ungünstige Bildungseinflüsse und Zeitverhältnisse gehemmten Natur hervor!

Fragt man aber nun weiter, nachdem man zugestanden hat, dass Friedrich unserer Literatur durchaus nicht so gefühllos oder gar feindselig gegenübergestanden, was er denn eigentlich für dieselbe gethan? so rufen wir keinen Geringeren für ihn auf, als Goethe.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“, sagt der grosse Dichter in seiner Selbstbiographie, „kam durch Friedrich den Grossen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muss jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

„Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil von ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden lässt.

„Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit grossen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

„Die Preussen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegen-

partei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem grossen Begriff, den die Preussischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die Französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse Französischer Kultur nach Preussen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; eben so war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf Deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte, und wünschte und wollte, dass der König diese Deutschen Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und geniessen will, verlangen, dass er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und geniessbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren, sehr mässige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

„Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muss ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. — Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete“⁵⁾.

Seien wir also gerecht und billig: Nach Massgabe einer Zeit — so resumiren wir — in welcher sich unsere Muttersprache eben

erst aus ihrer, man könnte fast sagen, rührenden Unbeholfenheit emporzubringen vermocht hatte, in welcher Frankreich, Dank seiner politischen Organisation und noch mehr seiner klassischen Literatur, die sich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur glänzendsten Blüthe entfaltet hatte, an der Spitze der europäischen Nationen schritt, konnte das persönliche Verhältniss Friedrich's zu den sprossenden Keimen der deutschen Literatur, auch wenn man nicht einmal an seine französische Erziehung denken wollte, nur ein theilnahmsloses, um nicht zu sagen, unfreundliches sein; später aber, als sich die Wiedergeburt der deutschen Nationalliteratur lauter und deutlicher verkündigte, nahmen ihn Regierungsgeschäfte und Kriege zu sehr in Anspruch: „Gern hätte ich zu ihrem Entstehen etwas beigetragen“, so bekennt er selbst in rührender Offenherzigkeit (den 8. Septbr. 1775, an Voltaire), „aber was vermochte ein Mensch, der zwei Drittel seines Lebens hindurch mit unaufhörlichem Kriege geplagt war, oder die Uebel, die daraus entstanden, wieder heilen musste!“ — Und als er endlich, nachdem der „lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen war“ auf seinen Lorbeern ausruhen durfte, da hatte seine Sonne ihren Siegeslauf vollendet: ihm ward kaum noch vergönnt nur von fern in das gelobte Land zu schauen.

Es ist wahr: man möchte es bisweilen beklagen, dass Friedrich die deutschen Dichter und Schriftsteller so wenig beachtete. Man fragt sich in drängendem Unmuth: was hätte er ausrichten können, wenn er so manchen Genius des deutschen Volkes, z. B. unsern grossen Lessing, gekannt und geschützt hätte? — Eine tiefere Einsicht muss aber doch zu der Beruhigung führen, dass auch darin wieder eine höhere Ausgleichung liegt: Es war jedenfalls weit heilsamer für die Kunst, dass Friedrich ihnen durch grosse Thaten Stoff und Inhalt zu ihren poëtischen Schöpfungen gab, als wenn er sie bloss, à la Louis XIV., im Sonnenscheine königlicher Gunst, zu Augendienern und Panegyrikern seines Hofes gemacht hätte. Friedrich's Aeusserung gegen Mirabeau: „Welchen grössern Vortheil hätte ich der deutschen Literatur bringen können, als dass ich mich nicht um sie kümmerte?“ — hat ihre vollkommene Berechtigung.

Was auch Missverstand und Schmähsucht lästern mögen⁶⁾, Friedrich war ein Deutscher von Kopf bis zu Fuss; deutsches Herz und deutsche Faust, wenn sie noch irgendwo sonst im heiligen römischen Reiche deutscher Nation zu finden waren, so war es gewiss in Preussen, im Staate Friedrich's des Grossen. Abgesehen von dem fremden Idiom und einigen Modeschwächen — und es versteht sich ja von selbst, dass den Lichtseiten ihre Schatten entsprechen müssen — weht uns aus fast allen seinen Werken, wenn wir uns ihrem Eindrücke nur willigen Herzens hingeben, ein echt deutscher Geist an. Was uns darin besonders zu Bewunderung hindeist, ist nicht die seltene Fülle und Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, denen fast keine Frage auf dem Gebiete der schönen Literatur und Wissenschaft, der Politik und des praktischen Lebens fremd blieb, auch nicht der feine französische Esprit — den wir sogar manchmal darin vermissen — sondern das tiefe, rein menschliche Gefühl, das redliche Wort im freiesten Ausdrücke.

Justus Möser, ein Mann von kerndeutscher Gesinnung, der wahrhaftig nicht zu schmeicheln verstand, erkannte des Königs edle deutsche Natur. Wer Ohren hat zu hören, der höre! In seiner mit Freimüthigkeit und Wärme abgefassten Schrift „Ueber die deutsche Sprache und Literatur“ sagt er: „Ich glaube nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, dass der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu grossen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, grösser ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner „Instruktion für seine Generale“ ist er mir wenigstens mehr, als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen; und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will“⁷⁾.

Es wäre nun noch übrig, seine religiösen Gesinnungen etwas genauer zu betrachten; denn gerade nach dieser Seite hin erheben

sich gegen ihn, wenn auch nicht gerade die beachtenswerthesten, so doch die meisten und lautesten Stimmen.

Seine Ansichten über Gott und Unsterblichkeit, sagt man, sind unchristlich; er war Freigeist, Atheist, er bekümmerte sich nicht um die religiöse Erziehung des Volkes und verachtete die Priester!

Es ist ein übles Ding um solche landläufige Stossreden; es liegt ihnen fast immer etwas Wahres zu Grunde, und doch sind sie selten ganz baare Münze. Und so geht's auch hier. Allerdings erkannte Friedrich schon sehr früh die ungeheure Kluft zwischen Christenthum und Dogmatik; sein Ideal lag gänzlich ausserhalb der Sphäre des positiven Glaubens, die Legitimität der Vernunft war ihm die alleinige Basis zur Beurtheilung jeder andern Legitimität, sie führte ihn zu einer reinen, vollen Begeisterung für den Kern der Religion. Dass er diesen unter dem Einflusse der herrschenden skeptischen Zeitrichtung vielleicht etwas zu beschränkt fasste, darf uns nicht beirren: „Jede Zeit, jedes Volk, jeder Einzelne“, sagt Friedrich von Raumer, „deutet sich das Wort (Religion) nach seinen Ueberzeugungen, oder seiner Willkür; und selbst die mildesten Gemüther schreien oft laut auf und klagen des Atheismus an, weil sie ihr Miniaturbildchen Gottes nicht in allen Stuben, Büchern oder Herzen wiederfinden“⁸). Wie dem auch sei, und wie Friedrich's religiöse Bekenntnisse beurtheilt werden mögen: es war seine aufrichtigste und tiefste Gesinnung, wenn er sagte: „Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist die Richtschnur meines Lebens.“ — Und derselbe schöne Geist liegt in den Worten: „Wir müssen uns begnügen, im Stillen anzubeten, und die Regungen unseres Herzens auf die Empfindungen einer tiefen Dankbarkeit gegen das höchste vollkommenste Wesen, in welchem und durch welches Alles sein Dasein hat, beschränken!“

Wir haben kaum nöthig, auf die vielen andern Aeusserungen hinzuweisen, welche in der schlagendsten Weise bekunden, dass sein Gemüth von der edlen Erhabenheit der Evangelien und ihrer einfachen Sittenlehre auf's tiefste durchdrungen war. Wären diese Aeusserungen auch nicht vorhanden, lauter und eindringlicher als alle seine Worte sprechen seine Thaten. Wer so wie Friedrich mit ganzer Seele für die Freiheit des Geistes gerungen, der trägt

den Gott der Wahrheit lebendig in seinem Herzen; wer so wie Friedrich sein ganzes Leben zu einer sittlichen Macht erhob und alle seine Kräfte bis zum letzten Athemzuge daran setzte, aus seinen Unterthanen wahrhaftige, gesinnungstüchtige und glückliche Menschen zu machen, der bekennt sich, auch ohne buchstabengläubige Orthodoxie, zu der alleinseligmachenden Religion der Menschen und Nächstenliebe.

Es ist die Heldengestalt Friedrich's, welche vor allen Platz im Herzen des deutschen Volkes verdient: Heil dem Helden, der seinem Volk erschienen!“ ruft der Dichter aus. Aber auch: Heil dem Volke, dem ein Held erschienen! Nicht der blutige Lorbeer, den es jauchzend auf die stolze Stirne seines königlichen Feldherrn drückt, noch dessen von der Muse der Geschichte mit diamantenum Griffel in Erz gegrabene Grossthaten sind es, die es schön und glücklich machen; der eigentliche Grundgedanke, dass ein Held im Vaterland erscheinen muss, wenn es sich in seiner nationalen Eigenthümlichkeit festigen und darin das Höchste leisten soll, wenn die Literatur, die heimische Kunst und Arbeit blühen und gedeihen sollen, besteht darin, dass dem Volke die sicherste Gewähr für die Möglichkeit einer freien Entfaltung aller seiner Kräfte gegeben werde, und es sich in seinem intellectuellen und materiellen Ringen unbeengt und sicher fühle.

Der Einfluss, den Friedrich auf das deutsche Geistesleben ausgeübt hat, war also ein gewaltiger und durchgreifender. Die einzige wahre Wurzel des Volkslebens und der Staatenbildung ist — wir dürfen es hier wiederholen — das nationale Bewusstsein: das Bewusstsein der eigenen Kraft und Grösse eines Volkes, gestützt auf reine Vaterlandsliebe. Und Friedrich war es, der dieses Bewusstsein, den Nationalgeist des deutschen Volkes zu einer solchen Höhe rettender Verjüngung und Wiedergeburt emporarbeitete, dass Napoleon's Zwingherrschaft mit all seinen Drangsalen und Verfolgungen es nicht nur nicht zu beugen vermochte, sondern auch unsere Väter in jene denkwürdigen Kriege führte, die als das herrlichste Zeugniß deutscher Ehre und deutscher Kraft in der Weltgeschichte verzeichnet sind.

Und diesem Geiste nationaler Ehre und Würde ist es auch zu danken, dass das deutsche Volk heute alle Sonderinteressen und alle Parteispaltungen vergessen hat, — dass es stolz und freudig alle seine Söhne zu treuer Waffenbrüderschaft vereinigte, als es galt, für die gemeinsame nationale Sache, für Deutschlands Ruhm und Unabhängigkeit gegen den Feind zu ziehen und unter Wilhelm des Siegreichen Führung die deutsche Fahne auf Frankreichs Metropole zu entfalten.

Friedrich hat gelebt; denn „das Lebendige wirkt fort!“ — Der ewigen lebendigen Grossthat seines Lebens aber: der geistigen Einheit Deutschlands, möge ihr endlich — und dies ist das Gefühl, welches die Brust jedes wahren Vaterlandsfreundes mit den begeisterndsten Hoffnungen durchglüht — auch eine dauernde, feste Gestalt, eine geeignete, der wundervollen geistigen Mannigfaltigkeit sämtlicher deutschen Stämme und Glieder freie Bewegung gewährende Form zu Theil werden, auf dass sich erfülle des Sängers Wort:

„Einem Reiche sei gefröhnet,
Einem Heiland, einem Herrn,
Eines Schicksals heil'gem Stern!“

Und das Wort ist in Erfüllung gegangen! Der kühne Traum unserer Jugend steht vor uns als eine schöne Wirklichkeit: Es gibt wieder ein deutsches Reich, einen deutschen Reichstag, einen deutschen Kaiser! Der 18. Januar des Jahres 1871 ist der Tag der Vollendung des durch die Tapferkeit und begeisterte Hingebung des ganzen Volkes in ungeahnter Pracht und Herrlichkeit wieder aufgerichteten Tempels der deutschen Einheit. Am hundertsiebenzigsten Jahrestage der Gründung des

preussischen Königthums hat Wilhelm I. zum ersten Male als Kaiser zum deutschen Volke geredet:

„Uns aber und unsern Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!“

Und nun dies Werkchen: Es bringt eine „Blumenlese“, eine systematische Zusammenstellung von Aussprüchen Friedrich's, wie sie sich zerstreut in seinen zahlreichen Schriften vorfinden. Was es bezweckt? — Es will das Verständniss der politischen und sittlichen Erscheinung des „alten Fritz“, des unsterblichen grossen Königs, vermitteln, und so zur Verbreitung der ewigen Resultate seines Lebens und Wirkens im Bewusstsein des deutschen Volkes beitragen.

Möge es ihm gelingen! Das walte Gott!

Würzburg, am Tage der Friedensfeier 1871.

M.

Erklärung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach
über die von ihnen am 1. d. M. 1871 in der Sitzung der
Versammlung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach

Erklärung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach
über die von ihnen am 1. d. M. 1871 in der Sitzung der
Versammlung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach

Erklärung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach
über die von ihnen am 1. d. M. 1871 in der Sitzung der
Versammlung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach

Erklärung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach
über die von ihnen am 1. d. M. 1871 in der Sitzung der
Versammlung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach

Erklärung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach
über die von ihnen am 1. d. M. 1871 in der Sitzung der
Versammlung der Herren Dr. J. J. Schönbach und Dr. J. J. Schönbach

Der Staat.

„Ich als Fürst bin nicht um meinetwillen da. Ob ich überhaupt existire, ist für den Staat ebenso gleichgültig, wie ob ich als Mann von Ehre existire; der Staat aber muss existiren, dies ist für mich oberstes Gebot, und deshalb bin ich bei einem Widerstreit zwischen meinem und dem Staatswohl keinen Augenblick im Zweifel.“

1.

Kein Gefühl ist vom menschlichen Wesen unzertrennlicher, als das der Freiheit. Der gebildetste, wie der roheste Mensch, alle sind gleichmässig davon durchdrungen. Wie wir ohne Fesseln geboren werden, so verlangen wir auch ohne Zwang zu leben. Dieses Freiheitsgefühl hat die grössten Männer hervorgebracht und die Republiken gegründet, welche eine Art von Gleichheit unter den Menschen herstellen und sie natürlichen Zuständen näher zu bringen streben⁹⁾.

2.

Jener allgemeine Instinkt, der die Menschen antreibt, sich das grösstmögliche Glück zu verschaffen, gab zuerst Anlass zur Einführung der verschiedenen Regierungsformen¹⁰⁾.

3.

Als Bürger sind wir verpflichtet, die Gesellschaft überhaupt in Ehren zu halten, alle Menschen als Geschöpfe von einer Gattung, als Gefährten, als Brüder, welche die Natur uns gegeben hat, anzusehen, und nicht anders gegen sie zu handeln, als wir wünschen, dass sie gegen uns handeln möchten. Als Mitglieder des Vaterlandes müssen wir alle unsere Talente anwenden, um ihm nützlich zu sein, müssen es, unsere gemeinschaftliche Mutter, aufrichtig lieben, und ihm sogar, wenn es sein Glück erfordert, unser Gut und Leben opfern¹¹⁾.

4.

Unter dem gesellschaftlichen Vertrage verstehe ich dies: Es ist eigentlich die stillschweigende Uebereinkunft aller Bürger eines Staats, mit gleichem Eifer zum

allgemeinen Wohle des Ganzen beizutragen. Daraus entspringen die Pflichten der Einzelnen, von denen Jeder, nach seinem Vermögen, seinen Talenten und seiner Geburt, sich für das Wohl des gemeinschaftlichen Vaterlandes interessiren und dazu beitragen muss. Die Lebensbedürfnisse und der Eigennutz, die auf das Volk wirken, nöthigen es, seines eigenen Vorthells wegen, für das Wohl seiner Mitbürger zu arbeiten. Daher Acker-, Wein- und Gartenbau, Viehzucht, Manufaktur und Handel; daher die Menge von tapfern Vertheidigern des Vaterlandes, die demselben ihre Ruhe, ihre Gesundheit und ihr Leben aufopfern. — Herkules, mit aller Kraft, die ihm die Mythologie beilegt, ist allein nicht mehr furchtbar; er wird es erst, wenn seine Gefährten ihm beistehen und ihn unterstützen ¹²).

5.

Die wahre Stärke eines Staates liegt darin, dass alle Mitglieder desselben von gleichem Eifer für ihn beseelt sind, und dass jeder einzelne Staatsbürger das allgemeine Interesse zu seinem eigenen macht.

6.

So wie der Samen zu seiner Entwicklung einen bestimmten Boden verlangt, so verlangen auch Nationen ein Zusammentreffen von glüklichen Umständen, um aus ihrem Schlummer zu erwachen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein neues Leben zu empfangen.

Alle Staaten haben einen gewissen Kreislauf von Ereignissen durchmachen müssen, ehe sie bis zu ihrer höchsten Höhe gelangten. Die Monarchieen sind mit langsamern Schritten dahingekommen, als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf zu erhalten gewusst. — Wenn sich mit Recht behaupten lässt, dass eine gut verwaltete monarchische Regierungsform immer die vollvollkommenste ist, so ist es doch auch nicht weniger gewiss, dass die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erfüllt und sich am besten erhalten haben: weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind.

Rührt man die Grundgesetze der Republiken an, so stürzt man diese gewiss gänzlich um, da die Weisheit der Gesetzgeber ein Ganzes gebildet hat, mit welchem die verschiedenen Theile des

Staatskörpers im engsten Zusammenhange stehen. Die einen verwerfen, das heisst die andern zerstören; weil sie durch eine Verkettung von Folgen verbunden sind, welche ein zusammenpassendes und vollständiges System daraus machen.

In Königreichen beruht die Regierung nur auf dem Despotismus des Landesfürsten; die Gesetze, das Heer, der Handel, die Industrie und alle andern Theile der Staatsverwaltung sind der Laune eines einzelnen Menschen überlassen, welcher überdies Nachfolger hat, die sich niemals gleichen. Daher kommt es denn gewöhnlich, dass bei einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz neuen Grundsätzen regirt wird; und gerade das ist es, was dieser Regierungsform so sehr schadet. In dem Zwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit, und daher verfehlen sie ihn fast niemals. In Monarchieen aber folgt ein träger Fürst einem ehrgeizigen, auf jenen kommt ein Frömmeler, auf diesen ein kriegerischer, dann wieder ein gelehrter, und nach diesem ein anderer, der sich der Wollust überlässt. Während nun der bewegliche Schauplatz des Glücks unaufhörlich neue Scenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die Mannigfaltigkeit der Dinge zu sehr zerstreut und findet keinen festen Boden. In Monarchieen müssen also alle die Einrichtungen, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tief Wurzel fassen, dass man sie nicht ausreissen kann, ohne zugleich die Grundfesten des Thrones zu erschüttern.

Doch alle menschlichen Werke sind gebrechlich und unbeständig. Die Revolutionen, welche Monarchieen und Republiken erfahren, haben ihre Ursachen in den unwandelbaren Gesetzen der Natur. Es ist nothwendig, dass die menschlichen Leidenschaften als Getriebe dienen, um ohne Unterlass neue Dekorationen auf dieser grossen Weltbühne vorzuführen und in Bewegung zu setzen; dass die Tollkühnheit des Einen das wegnimmt, was die Schwachheit des Andern nicht zu behaupten vermag; dass Ehrsüchtige Republiken umstürzen, und dass Arglist bisweilen über Einfalt triumphirt.

Ohne diese grossen Umwälzungen bliebe die Welt sich stets gleich; es gäbe keine neuen Begebenheiten; es gäbe keine Gleichheit in dem Schicksale der Nationen; einige Völker würden immer civilisirt und glücklich, andere dagegen immer barbarisch und unglücklich sein.

Wir haben gesehen, dass Monarchieen entstanden und untergingen; dass barbarische Völker sich policirten und Muster für andere Nationen wurden. Könnten wir daraus nicht schliessen, dass es für diese Völker — wenn man so sagen darf — einen ähnlichen Umlauf gibt, wie für die Planeten, die, wenn sie in zehntausend Jahren den ganzen Himmelsraum durchlaufen haben, sich wieder an dem Punkte befinden, von welchem sie ausgingen? — So werden denn auch wir, gleich allen andern, unsere schönen Tage bekommen — und wir können um so gerechter Anspruch darauf machen, als wir der Barbarei einige Jahrhunderte länger zinsbar gewesen sind, als die südlichen Nationen.

Diese kostbaren Jahrhunderte kündigen sich durch die vielen grossen Leute aller Art an, die gleichzeitig geboren werden. Heil den Fürsten, die unter so günstigen Conjunkturen zur Welt kommen!¹³).

7.

Die Erhaltung der Gesetze war die einzige Ursache, welche die Menschen veranlasste, sich Oberherrn zu geben; denn dies ist der wahre Ursprung der Souverainetät. Ein solches Oberhaupt war der erste Diener des Staats¹⁴).

8.

Um sich nie von seinen Pflichten zu entfernen, muss sich der Fürst erinnern, dass er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Finanzbeamte, der erste Minister des Staates ist, so soll er dies alles nicht bloß vorstellen, sondern er soll auch alle mit diesen Namen verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts als der erste Diener des Staats und ist verpflichtet, mit aller Rechtschaffenheit, Vorsicht und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft abzulegen hätte¹⁵).

9.

Da der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volkes ist: so muss er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, den Wittwen beistehn, theilnehmendes Gefühl für den niedrigsten Armen, wie für den ersten Hofmann haben, und

freigebig gegen diejenigen sein, die, von aller Hülfe entblösst, keine Unterstützung, als bei seiner Wohlthätigkeit zu finden wissen¹⁶⁾.

10.

Die Fürsten sollen erfahren, dass ihre falschen Grundsätze die Giftquelle aller Leiden Europa's sind. Die meisten Fürsten glauben, dass der liebe Gott nur aus einer ganz besondern Rücksicht auf ihre eigene Grösse, Glückseligkeit und Eitelkeit jene Menschenmassen geschaffen habe, deren Heil ihnen anvertraut ist, und dass ihre Unterthanen nur dazu bestimmt seien, die Werkzeuge und Diener ihrer zügellosen Leidenschaften zu werden. Daraus entspringt jene Sucht nach falschem Ruhm, die Gierde, Alles zu verschlingen, die Härte der Auflagen, womit sie das Volk bedrücken, ihre Trägheit, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur so entwürdigen! Wollten unsere Fürsten sich doch von diesem Irrthume befreien und bis auf den ersten Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen: alsdann würden sie erkennen, dass ihr Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, dass jene Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zum Slaven eines Einzelnen gemacht haben, damit dieser nur um so furchtbarer und mächtiger werde, — dass sie sich nicht einem ihrer Mitbürger unterworfen haben, um das Opfer seiner Launen und das Spielwerk seiner Willkür zu sein; sondern dass sie denjenigen aus ihrer Mitte erwählt haben, den sie für den Tüchtigsten zum Regieren, für den Besten, um ihnen Allen ein Vater zu sein, für den Menschenfreundlichsten zu Trost und Hülfe in der Noth, für den Tapfersten zum Schutze gegen den Feind, für den Weisesten zu Vermeidung zerstörender Kriege; kurz, für den Fähigsten zur erfolgreichen Behauptung und Vertretung der Staatsgewalt hielten. — Stände dieser Grundsatz allgemein fest, so würden die Fürsten gewiss immer jene beiden Klippen vermeiden, die noch zu allen Zeiten den Sturz der Reiche und die Verwirrung der Weltlage herbeigeführt haben: wir meinen den falschen Ehrgeiz und die schimpfliche Vernachlässigung der Geschäfte. Anstatt fortwährend Eroberungspläne zu machen, würden diese Erdengötter bemüht sein, das Glück ihrer Unterthanen zu sichern; sie würden allen

Fleiss darauf verwenden, den Unglücklichen zu helfen und ihre Herrschaft sanft und heilsam zu machen; ihre edlen Thaten, müssten den Wunsch erregen, als ihr Unterthan geboren zu sein; ein edler Wetteifer müsste unter ihnen herrschen, es einander in Güte und Milde vorzuthun. Mögen sie fühlen, dass der wahre Ruhm der Fürsten nicht darin besteht, ihre Nachbarn zu unterdrücken, die Zahl ihrer Knechte zu vermehren, sondern in der Erfüllung aller ihrer Berufspflichten und in dem festen Vorsatz, das Vertrauen Derer zu rechtfertigen, von welchen sie ihre Macht und ihre Hoheit empfangen haben¹⁷⁾.

11.

Die Geschichte eines Monarchen muss in einem Verzeichniss von Wohlthaten bestehen.

12.

Mir scheint, dass wenn von der Geschichte des menschlichen Geistes die Rede ist, aller Unterschied des Standes und Ranges verschwindet. Die Könige sind nur Menschen, und alle Menschen sind gleich¹⁸⁾.

13.

Es ist das schöne Vorrecht der Philosophen, die Führer der Fürsten zu sein. Die Philosophen haben die Pflicht, folgerichtig zu denken; den Fürsten kommt es zu, folgerichtig zu handeln. Die Philosophen sollen die Welt durch Lehre aufklären, wir durch Thaten und Vorbild; die Philosophen sollen entdecken, wir ausführen.

14.

Die Last der Tyrannei wird nie drückender, als wenn der Tyrann den Schein der Unschuld annimmt, und die Unterdrückung nach vorgeblicher Form der Gesetze geschieht¹⁹⁾.

15.

Wenn das Staatsoberhaupt aus Unwissenheit fehlt, so wird es eben so strafbar, als wenn es aus Bosheit fehlte. Jene entsteht allerdings nur aus Trägheit, diese dagegen aus Verdorbenheit des Herzens; aber das daraus entspringende Uebel ist für die Gesellschaft dasselbe.

Die Souveraine sind nicht im Besitze der höchsten Gewalt, um sich ungestraft allen Leidenschaften und jeder Frivolität zu überlassen; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr

Hochmuth sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staats, um neben sich einen Schwarm von Müssiggängern zu halten, deren Nichtsthun und unnützes Leben nur allerlei Laster erzeugt. Die leider häufig so schlechte Verwaltung der monarchischen Verfassung entsteht aus verschiedenen Ursachen, die aber alle ihre gemeinsame Quelle im Charakter des Staatsoberhauptes haben. So wird ein den Weibern ergebener Fürst sich von seinen Maitressen und Günstlingen leiten lassen, welche ihren Einfluss über ihn zu allerlei Uebergriffen und Ungerechtigkeiten missbrauchen. — Alles wird dann nachlässig und mit einer Art von stoischer Gleichgültigkeit betrieben, und hieraus entspringt der Verfall der Rechtspflege, der Finanzwirthschaft und des Militärwesens. Die Monarchie artet so in eine eigentliche Aristokratie aus, in welcher die Minister und Generäle alles nach eigener Laune und Willkür leiten. Das Ganze ist ohne System, oder jeder hat sein eigenes; es fehlt der Mittelpunkt, der Begriff der Einheit geht verloren. Wie der komplizirte Mechanismus einer Uhr auf ein einziges Ziel gerichtet ist, nämlich auf die Messung der Zeit, so sollten auch alle Getriebe einer Staatsverwaltung dahin arbeiten, dass alle verschiedenen Theile der Verwaltung gleichmässig zum Wohl des Staates beitragen. Dieser wichtige Umstand darf nie aus den Augen gelassen werden.

Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn elende Seelen den Fürsten überreden, sein Interesse sei verschieden von dem seines Volkes. Dann wird der Fürst, ohne zu wissen warum, ein Feind seiner Unterthanen; er wird aus Unverstand hart, streng, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgerungen sein. Der Fürst ist durch unauflösliche Bande an den Staatskörper geknüpft; er fühlt also auch alle Erschütterungen, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Missgeschick, das dem Fürsten widerfährt²⁰⁾.

16.

Der Souverain vertritt den Staat; er und sein Volk bilden einen Körper, der nur dann glücklich sein kann, wenn beide Theile

durch Eintracht verbunden sind. Der Souverain ist für das Gemeinwesen, das er regiert, was das Haupt für den Körper ist; er muss für das Ganze sehen, denken und handeln, um diesem alle Vorthelle zu verschaffen, deren es fähig ist. Soll die monarchische Regierungsform den Sieg über die republikanische behalten, so ist dem Monarchen sein Urtheil gesprochen: er muss thätig und gerecht sein, muss alle seine Kräfte zusammennehmen, um die hohe Aufgabe zu erfüllen, die ihm gestellt ist²¹).

17.

„Ein Fürst muss unter seinen Nachbarn die kleinsten Fürsten an sich ziehen und sie beschützen; er muss Zwietracht unter sie ausstreuen, um sie dann nach Gefallen erhöhen oder erniedrigen zu können.“ Das ist Macchiavelli's Maxime; und so machte es auch der erste barbarische König, der zum Christenthum übertrat, Chlodwig. Einige Regenten von nicht minderer Grausamkeit ahmten ihm nach; aber, welch ein Unterschied zwischen diesen Tyrannen und einem rechtschaffenen Manne, welcher der Vermittler solcher kleinen Fürsten wäre, ihre Streitigkeiten gütlich beilegte, und durch seine Redlichkeit, durch Beweise einer gänzlichen Unparteilichkeit bei ihren Händeln und völliger Uneigennützigkeit, ihr Vertrauen gewänne. Seine Weisheit würde ihn zum Vater seiner Nachbarn machen, statt zu ihrem Unterdrücker; seine Grösse würde sie beschützen, statt sie zu verderben. Uebrigens ist es wahr, dass Fürsten, welche andere durch Gewalt erheben wollten, sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Unser Jahrhundert liefert zwei Beispiele davon; das eine ist Karls XII., welcher Stanislaus auf den polnischen Thron erhob, und das andere ist noch neuer.

Ich schliesse also daraus, dass ein Usurpator niemals wahre Ehre erwirbt, dass Fürsten, welche gegen ihre neuen Unterthanen Unrecht und Gewaltthätigkeiten begehen, sich alle Gemüther entfremden, statt sie zu gewinnen; dass es nicht möglich ist, das Verbrechen zu rechtfertigen, und dass alle, welche dasselbe vertheidigen wollen, eben so falsch raisonniren, wie Macchiavelli.

Wer die Kunst des Verstandesgebrauchs gegen das allgemeine Beste der Menschheit richtet, verwundet sich mit einem Schwerte, das uns nur zu unserer eigenen Vertheidigung gegeben ward²²).

18.

Das heisst, sich Ungeheuer bilden, um sie zu bekämpfen, wenn man sich selbst Feinde macht, um sie zu besiegen. Viel natürlicher, vernünftiger, menschlicher ist es, sich Freunde zu erwerben. Wohl den Fürsten, welche die Süßigkeit der Freundschaft kennen! Doppelt wohl denen, welche die Liebe und die Zuneigung ihrer Völker verdienen²³⁾!

19.

Man vergleiche Fenelon's Fürsten mit dem des Macchiavelli. In jenem erblicken wir den Charakter eines rechtschaffenen Mannes; man findet Güte, Gerechtigkeit, Billigkeit, kurz, alle Tugenden bis zum höchsten Grade; er scheint wirklich zu jenen reinen Geistern zu gehören, deren Weisheit, wie man sagt, die Regierung der Welt anvertraut ist. In dem letztern aber schaut man nur Bosheit, Schelmerei, Treulosigkeit, Verrath und alle Verbrechen; es ist ein Ungeheuer, welches die Hölle selbst kaum so schwarz hervorbringen kann. Wenn es uns beim Lesen des Telemach scheint, als ob sich unsere Natur zu der der Engel erhebe, so scheint es uns, als nähere sie sich den Dämonen der Unterwelt, wenn wir den Fürsten des Macchiavelli lesen²⁴⁾.

20.

Jeder Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, geräth bald mit sich selbst in Widerspruch; um so mehr ist darauf zu achten, dass die Obrigkeit, der das Wohl des Volkes am Herzen liegt, nach einem bestimmten System der Staatsklugheit, der Kriegskunst, des Finanzwesens, des Handels und der Gesetzgebung verfare. Ein sanftes Volk z. B. darf keine harten Gesetze haben, sondern nur solche, die seinem Charakter angemessen sind. Die Basis einer jeden Staatskunst muss sich aber immer auf den grösstmöglichen Vortheil der Gesellschaft beziehen; die Prinzipien müssen der Lage des Landes, den alten Gebräuchen — wenn sie gut sind — und dem Nationalgeiste angemessen sein. In der Politik z. B. ist es eine ausgemachte Sache, dass die natürlichsten und folglich auch die besten Bundesgenossen immer die sind, die ein gemeinschaftliches Interesse haben, und die nicht so nahe Nachbarn sind, dass ihr gegenseitiger Vortheil in Streit gerathen müsste²⁵⁾.

21.

Kein Mensch ist frei von Leidenschaften. Werden sie vernünftig beschränkt, so bilden sie die Seele der bürgerlichen Gesellschaft; lässt man ihnen aber den Zügel schiessen, so sind sie deren Verderben. — Unter allen aber, die unsere Seele tyrannisiren, ist keine so traurig für die, welche ihre Wirkungen erleiden, keine der Menschheit so feindlich, keine der Ruhe der Welt so verderblich, als ein ungeregelter Ehrgeiz, als eine übermässige Begierde nach Ruhm.

Ein Privatmann, der unglücklicher Weise von Natur solche Anlagen besitzt, ist am Ende mehr bedauernswerth, als thöricht; ein solcher ist gewöhnlich für alles Gegenwärtige gefühllos, er lebt nur in der Zukunft; nichts in der Welt kann ihn befriedigen, und der Wermuth der Ehrsucht mischt immer Bitterkeit in alle seine Genüsse. Noch unglücklicher aber ist ein ehrsüchtiger Fürst; denn da seine Thorheit mit seiner Grösse im Verhältniss steht, so ist sie nur um desto ausschweifender, unlenksamer und unersättlicher. Wenn Ehrenstellen und hohe Aemter die Leidenschaft bei Privatleuten nähren, so nähren Provinzen und Reiche die Ehrsucht der Monarchen; und da es leichter ist, Stellen und Aemter zu erlangen, als Königreiche zu erobern, so können Privatpersonen doch noch eher befriedigt werden, als Fürsten ²⁶).

22.

Wenn es schon schlecht ist, die Unschuld eines einzelnen Menschen zu verführen, der auf die allgemeinen Angelegenheiten nur geringen Einfluss hat, um wie viel schlechter ist es dann nicht, Fürsten irre zu leiten, welche Völker regieren, die Gerechtigkeit verwalten, ihren Unterthanen ein gutes Beispiel geben, und durch ihre Güte, ihre Grossmuth, ihre Menschlichkeit, lebendige Bilder der Gottheit sein sollen!

Ueberschwemmungen, welche Länder verwüsten, der Blitz, welcher Städte in Asche legt, das Gift der Pest, das ganze Provinzen verödet, sind für die Welt nicht so verderblich, als eine schlechte Moral und ungezügelte Leidenschaften bei Königen. Jene Geisseln des Himmels gehen gewöhnlich rasch vorüber, verheeren nur einzelne Landschaften, bringen allerdings grossen aber doch zu ersetzenden Schaden; allein die Verbrechen der Könige

stürzen ganze Völker auf lange Zeit ins Unglück. — So wie die Könige die höchste Macht haben, Gutes zu thun, wenn sie nur wollen, so hängt es auch nur von ihnen ab, Böses zu wirken. Wie traurig ist aber nicht das Schicksal der Völker, wenn sie von dem Missbrauche der höchsten Gewalt Alles zu fürchten haben; wenn ihr Eigenthum der Habsucht des Fürsten, ihre Freiheit seinen Launen, ihre Ruhe seinem Ehrgeize, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit zur Beute wird! Das wäre das traurige Bild eines Staates, worin ein Fürst regierte, wie Macchiavelli ihn bilden will.

Ich darf nicht endigen, ohne denen ein Wort zu sagen, welche glauben, Macchiavelli habe eher beschrieben, was die Fürsten thun, als was sie thun sollten. Dieser Gedanke hat Vielen gefallen, weil er satyrisch ist.

Diejenigen, welche dieses entscheidende Urtheil über die Fürsten ausgesprochen, sind wahrscheinlich dazu nur durch die Beispiele einiger schlechten Regenten, Zeitgenossen Macchiavelli's und von ihm citirt, verleitet worden, sowie durch das Leben einiger Tyrannen, welche der Menschheit zur Schande gereichen. Ich bitte aber diese Tadler, zu bedenken, dass die Verführung des Thrones sehr mächtig ist, dass mehr als gewöhnliche Tugend dazu gehört, derselben zu widerstehen, und dass es folglich nicht zu verwundern ist, wenn sich in einem so zahlreichen Stande, wie der Fürstenstand ist, neben den Guten auch Böse finden. Unter den römischen Kaisern, wo man Nerone, Caligula's, Tibere zählt, erinnert die Welt sich mit Entzücken auch der durch Tugend geheiligten Namen der Tituse, Trajane und Antonine. — Es ist also eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn man einem ganzen Stande das zur Last legt, was nur einige Glieder desselben verschuldet haben!

In der Geschichte sollte man eigentlich nur die Namen der guten Fürsten aufbewahren, und die der andern mit ihrer Unempfindlichkeit, ihrer Ungerechtigkeit und ihren Verbrechen auf ewig der Vergessenheit weihen. Freilich würden die Geschichtsbücher dadurch um vieles dünner; aber die Menschheit gewänne dabei. Die Ehre, in der Geschichte zu leben, seinen Namen künftige Jahrhunderte hindurch bis zur Ewigkeit fortdauern zu sehen, wäre dann nur der Lohn der Tugend; Jeder würde alsdann fühlen

lernen, dass die wahre Staatskunst der Könige, die allein auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte gestützte, in jeder Hinsicht dem unzusammenhängenden und abscheulichen System weit vorzuziehen ist, welches Macchiavelli mit so grosser Unvorsichtigkeit der Welt vorlegte ²⁷).

23.

Ich frage: was kann wohl einen Menschen reizen, sich zu vergrössern? und was gibt ihm das Recht, seine Macht durch das Elend und Verderben anderer Menschen erhöhen zu wollen? Wie kann er glauben, gross und ruhmvoll zu werden, wenn er nur Unglückliche macht? — Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen seine vorigen Staaten weder wohlhabender, noch reicher; sein Volk hat keinen Vortheil davon, und er irrt, wenn er vielleicht glaubt, er selbst werde dadurch glücklicher. — Solche Eroberungen kosten das Glück einer Menge Menschen, um die Laune eines Einzelnen zu befriedigen, der oft nicht einmal auch nur gekannt zu werden verdiente.

Gesetzt aber, dieser Eroberer unterwürfe die ganze Welt seiner Herrschaft; wird er diese eroberte Welt auch regieren können? Wie gros er auch sei, immer bleibt er doch nur ein beschränktes Wesen; kaum wird er die Namen seiner Provinzen behalten können, und seine geträumte Grösse dient nur dazu, seine wirkliche Kleinheit desto deutlicher zu zeigen. Nicht die Ausdehnung des regierten Landes ist es, was einem Fürsten Ruhm einbringt; nicht einige Meilen Landes mehr machen ihn gross; denn sonst müssten ja die Menschen, welche die meisten Aecker besitzen, auch die geachteten sein ²⁸).

24.

Es gibt, nach Macchiavelli, kein sichereres Mittel, um einen eroberten Freistaat zu behalten, als dessen Vernichtung. Das ist freilich das unfehlbarste Mittel, um keine Empörungen zu besorgen. Vor einigen Jahren war ein Engländer so verrückt, sich selbst zu entleiben; man fand einen Zettel auf seinem Tische, worin er seine That rechtfertigte und angab: er habe sich das Leben genommen, um nicht krank zu werden. Nun, gerade so handelt ein Fürst, der einen Staat zu Grunde richtet, um ihn nicht zu verlieren. Ich mag nicht mit Macchiavelli über Humanität reden, das wäre eine Entweihung der Tugend; man kann ihn schon durch sich

selbst, durch diesen Eigennutz, die Seele seines Buches, diesen Götzen der Politik und des Verbrechens, widerlegen.

Du sagst, Macchiavelli, ein Fürst müsse ein neu erobertes Land zerstören, um es sicherer zu behaupten. Aber sage mir doch, zu welchem Ende hat er diese Eroberung unternommen? Du wirst antworten: um seine Macht zu vermehren und sich furchtbarer zu machen. Das wollt' ich eben hören, um dir zu beweisen, dass er, deine Grundsätze befolgend, gerade das Gegentheil bewirkt. Erstens hat ihm diese Eroberung viel gekostet, und dann zerstört er das einzige Land, welches ihn für seine Verluste entschädigen könnte. Du wirst mir doch zugeben, dass ein ausgeplündertes, entvölkertes Land keinen Fürsten durch seinen Besitz mächtiger machen kann. —

Alle Stimmen sind darin einig, dass die Kraft eines Staates nicht in der Ausdehnung seiner Grenzen besteht, sondern in der Zahl seiner Bewohner. Man vergleiche nur Holland mit Russland²⁹).

25.

Mich dünkt, dass ein Fürst, der in einem gerechten Kriege eine Republick erobert hätte, sich damit begnügen könnte, sie bestraft zu haben, und ihr alsdann ihre Freiheit zurückgeben sollte. So denken aber Wenige. Die anders gesinnt sein möchten, könnten sich den Besitz dadurch sichern, dass sie in die wichtigsten festen Plätze ihrer neuen Eroberung starke Besatzungen legten, aber sonst dem Volke seine volle Freiheit liessen³⁰).

26.

Wie unverständlich sind wir doch! wir wollen alles erobern, als ob wir Zeit hätten, alles zu besitzen; als ob der Dauer unseres Lebens kein Ziel gesetzt wäre! Und doch eilt unsere Zeit nur zu schnell dahin; man glaubt oft für sich zu arbeiten, und arbeitet nur für unwürdige und undankbare Erben³¹).

27.

Ich behaupte, dass alles, wodurch ein Mensch für sein Vaterland nützlich wird, lobenswerth ist, und dass der, welcher alle seine Pflichten gegen dasselbe erfüllt, tugendhaft ist. Es ist auch unzweifelhaft, dass der Krieg den Bürger verpflichtet, dem Vater-

lande den grössten Dienst zu leisten, indem er ihm befiehlt, sogar sein Leben aufzuopfern, wenn das Wohl des Staates es erfordert; der Krieg ermuntert also die Tugend und treibt die Menschen dazu an. Auch vertheidigt er die Unschuldigen; denn dies ist, wie schon gesagt, der Zweck des Krieges. Es ist also erwiesen, dass er die Tugend beschützt und sie befördert, da er die Menschen dazu anhält. Der Luxus hingegen treibt den Menschen zu keiner einzigen Tugend an, sondern erstickt sogar alle Gefühle in ihm, gibt ihm eine Härte des Herzens, die ihn gegen das Unglück seiner Brüder gefühllos macht, versenkt ihn in betäubende Reize, die ihn derart einschläfern, dass er die Leiden seiner Mitmenschen nicht einmal bemerkt, und zeigt ihm jeden Unglücklichen eben so glücklich, wie er es selbst ist.

Der Krieg hingegen eröffnet allen Tugenden des Menschen das fruchtbarste Feld; denn in jedem Augenblick können Standhaftigkeit, Mitleid, Seelengrösse, Edelmuth, Mildthätigkeit auf demselben glänzen; jeder Augenblick bietet uns Gelegenheit zur Uebung einer dieser Tugenden dar. Diese Wahrheit wird durch viele berühmte Beispiele aus alter und neuer Zeit bestätigt. Pompejus vergisst seine Rachsucht und verbannt den Verräther, der ihm seine beiden grössten Feinde in die Hände liefern wollte; Cäsar ist grossmüthig gegen Ariovist, der ihn verräth; Alexander tröstet die Mutter des Darius und beweint den Tod des Sohnes seines Feindes; Epaminondas schlägt Geschenke aus, die er durch eine niedrige Handlung verdienen soll, und Scipio opfert seinen Sohn dem Wohle des Vaterlandes. Alles dies beweist doch zur Genüge, dass der Krieg, anstatt das menschliche Herz zu verhärten, es vielmehr zu den edelsten Handlungen fähig machen kann, und ihm sogar Gelegenheit dazu gibt ³²).

28.

Wenn ich mich auch gegen die Menschen wende, welche von Eitelkeit erfüllt sind, so bitte ich doch jeden, der mir etwas Aufmerksamkeit schenken will, nur ja nicht daraus zu schliessen, dass ich den Ehrgeiz oder die Liebe zum Ruhme verachte. Nein, diese Ungerechtigkeit sei fern von mir. Ich bin zu sehr überzeugt, dass es gerade diese beiden Affekte sind, welche die Menschen am wirksamsten zu Erfüllung ihrer Pflichten anspornen;

man muss sie also besitzen, oder man wird nur eine höchst traurige und armselige Rolle in dieser Welt spielen. Ohne Furcht vor Widerspruch behaupte ich sogar, dass der, den diese Leidenschaften nicht bewegen, nie der Unsterblichkeit würdig sein und nie Thaten vollbringen wird, durch die er mit Recht vor den übrigen Menschen ausgezeichnet zu werden verdiente. Uebrigens sind Ehrgeiz- und Ruhmbegierde, obgleich sie sehr oft mit der Eitelkeit verwechselt werden, von dieser so weit entfernt, dass, wer die beiden ersten Eigenschaften besitzt, wohl nicht zu befürchten hat, in die letztere zu verfallen. Der wahre Ehrgeiz besteht in dem Verlangen, sich durch tugenthafte Handlungen vor andern Menschen auszuzeichnen; und darin setzt der rechtschaffene Mann seinen Ruhm, den er wohl lieben darf. Doch dürfen Ehrgeiz und Ruhmbegierde allein nie veranlassen, Krieg zu führen; denn sonst würden sie uns oft zu ungerechten hinreissen.

Aber, wird man fragen, welches sind denn die Beweggründe, welche uns dazu bestimmen dürfen? Liebe zum Vaterlande, meine Theuren, Liebe zum allgemeinen Wohl, die uns beseelt, mit Vergnügen unser Gut und Leben zur Aufrechthaltung des Vaterlandes und für das Glück unserer Mitbürger einzusetzen. — Diese edlen Triebfedern müssen in jedem Ehrenmanne wirken; sie allein geben seinen Handlungen Gewicht, und machen ihn selbst lobenswerth. So lange ihn aber blosser Eigennutz treibt, können zwar seine Handlungen, nicht aber er selbst lobenswerth sein, gleich einer Arzneipflanze, die zwar gute Wirkung thut, aber doch an sich höchst widrig bleibt.

Und dennoch, wie einleuchtend und natürlich auch diese Gedanken sind, so haben doch die meisten, welche sich dem Soldatenstande widmen, nicht die geringste Ahnung von solchen Beweggründen. Es ist eine Schande für die menschliche Natur, dass sie sich so weit verleugnen kann; und es ist ein Jammer, zu sehen, wie so viele Unglückliche sich von Grundsätzen, die eines vernünftigen Wesens so unwürdig sind, beherrschen lassen, und sich untereinander erwürgen. Leider bestimmen eben diese so viel verbreiteten Beweggründe auch das Urtheil derer, die, ohne viel nachzudenken, den Krieg verabscheuen, und ihn als das grösste Uebel, was es nur gibt, den Soldatenstand aber als den unwürdigsten von allen, die man nur ergreifen kann, ansehen.

Ich gestehe, dass, wenn man nur auf die traurigen Folgen des Krieges sieht, die menschliche Natur davor zurückbeben muss. Die zerstreuten Glieder auf einem Schlachtfelde, die Wuth des wilden Soldaten, der sich im Blute seines Feindes badet, verlassene Wittwen, hilflose Waisen, eine brennende Stadt, das Angstgeschrei flüchtender Menschen — das sind alles Dinge, die mit Entsetzen erfüllen und jedes fühlende Herz zerreißen.

Ist das aber der Krieg?

Freilich begleiten ihn diese traurigen Folgen; aber so fürchterlich diese auch sein mögen, sie dürfen uns nicht verhindern, wenn die Nothwendigkeit es fordert, zu den Waffen zu greifen. Der Krieg selbst ist nicht nur ein Blutbad, sondern auch die gerechte Vertheidigung des Unterdrückten gegen einen ungerechten Unterdrücker; er ist ein Rächer des Treubruches, der Augenblick, in welchem ein Theil der Unterthanen für die Ruhe seiner Mitbürger, für die Erhaltung des Staats und den Vortheil seines Herrn das Leben wagt. Nur diese Gründe dürfen uns bestimmen, Krieg zu führen; sobald sie fehlen, wird er zu einer blossen Schlächtereier, und anstatt achtbar zu sein, muss jeder Mensch ihn verabscheuen³³⁾.

29.

Ist der Krieg die gerechte Vertheidigung eines von der Tyrannei seines Nachbarn bedrohten Volkes, so gibt es nichts Schuldloseres, als den Weg der Waffen, und sogar nichts Rühmlicheres, als den Wunsch, durch sie seinen Zweck zu erreichen. Selbst die eintretenden Unfälle dienen nur dazu, noch grösseren zu entgehen, welche sonst unvermeidlich wären. Die Thränen einiger Wittwen erscheinen uns unbedeutend, wenn wir bedenken, dass durch den Tod derer, welche sie beweinen, ein ganzer Staat gerettet worden ist. Eine brennende Stadt, ein blutiges Schlachtfeld, kurz alle jene Gegenstände des Jammers machen lange nicht mehr den grässlichen Eindruck, wenn man sieht, dass dadurch so viele Menschen gerettet oder vor den Angriffen ihrer Feinde geschützt worden sind. Ein Held, der sonst als Urheber so vielen Unglücks allgemeinen Hass auf sich laden müsste, erscheint uns dann als ein rettender Engel, wie vom Himmel gesandt, um die Unterdrückten zu befreien und die Völker zu beglücken³⁴⁾.

30.

Macchiavelli's Schwärmerei setzt seinen Fürsten der Lächerlichkeit aus, er übertreibt die Sache so sehr, dass er ihn zum blossen Soldaten machen will. Er bildet ihn zum vollendeten Don Quixote, der den Kopf von nichts voll hat, als von Schlachtfeldern, Verschanzungen, Erstürmungen, Angriffslinien und Attaken.

In solche Verwirrungen geräth man aber, wenn man sich zu sehr von der güldenen Mittelstrasse entfernt, die in der Sittenlehre das ist, was der Schwerpunkt in der Mechanik. — Es ist grundfalsch, dass der Fürst nur Soldat sein müsse; man erinnere sich einmal an das, was ich über den Ursprung der Fürsten gesagt habe: Ihrem eigentlichen Berufe nach sind sie Richter, und General sind sie bloss nebenbei ³⁵).

31.

Es gibt wenige Länder, in denen alle Bürger eine und dieselbe Religion haben; es entsteht nun die Frage, ist eine solche Einheit zu erzwingen oder kann man Jedem ruhig gestatten, zu denken, was er will? Finstere Staatsmänner werden antworten: „Jedermann muss dieselbe Ueberzeugung haben, damit die Bürger durch nichts entzweit werden;“ der Theologe wird hinzufügen: „wer nicht denkt, wie ich, der ist verdammt, und es ziemt sich nicht, dass mein König ein König über Verdamnte sei!“ Darauf ist zu antworten, dass eine solche Einheit schlechterdings unmöglich ist; man kann wohl einen armen Teufel zwingen, eine gewisse Formel nachzusprechen, welcher er innerlich widerstrebt; was aber gewinnt der Verfolger damit? Geht man auf den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft zurück, so ist ganz klar, dass der Souverain kein Recht hat über die Meinung der Bürger. Ist es nicht ein Wahn, sich einzubilden, dass Menschen zu einem von Jhresgleichen gesagt hätten: „wir erheben dich über uns, weil wir die Knechtschaft lieben, und geben dir die Macht, unsere innersten Gedanken und Empfindungen nach deiner Willkühr zu lenken —?“

Im Gegentheil, sie haben gesagt: „wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen; im Uebrigen verlangen wir von dir Achtung für unsere Freiheit. Dieser Volkswille ist unumstösslich, und diese allgemeine Duldsamkeit ist auch so vortheilhaft für die Gesellschaft, worin sie herrscht,

dass sie hauptsächlich das Glück des Staats ausmacht. Wo der Cultus frei ist, ist Jedermann ruhig; Religionsverfolgung dagegen hat noch immer zu den blutigsten, längsten und verderblichsten Bürgerkriegen Anlass gegeben ³⁶).

32.

In allen Ländern findet man dreierlei Arten von Gesetzen, nämlich politische, welche die Verfassung feststellen; sittliche, welche die Bestrafung der Verbrechen bestimmen, und endlich bürgerliche, welche die Erbschaften, die Vormundschaften, die Zinsen und Verträge regeln. Die Gesetzgeber in Monarchieen sind gewöhnlich selbst Herrscher. Sind ihre Gesetze mild und billig, so erhalten sie sich von selbst, da alle Privatleute ihren Vortheil dabei finden; sind sie aber hart und tyrannisch, so werden sie bald abgeschafft, weil man sie nur mit Gewalt aufrecht erhalten kann, und weil der Tyrann allein gegen ein ganzes Volk steht, das dieselben nur zu unterdrücken wünscht.

In einigen Republiken, in welchen die Gesetzgeber Privatpersonen waren, sind ihnen ihre Gesetze nur in soweit gut gelungen, als sie ein richtiges Gleichgewicht zwischen der Macht der Regierung und der Freiheit der Bürger herstellten.

Nur bei den Gesetzen, welche die Sitten betreffen, befolgen die Gesetzgeber im Allgemeinen Einen Grundsatz, doch mit der Ausnahme, dass sie gegen das eine oder das andere Verbrechen bald mehr, bald weniger streng sind, und dies ohne Zweifel, weil sie die Laster kannten, zu denen die Nation am meisten geneigt war. Da die Gesetze gegen die Ueberfluthung der Vergehen und Verbrechen Dämme bilden sollen, so müssen sie sich durch Furcht vor Strafe Achtung verschaffen. Dessen ungeachtet ist es wahr, dass die Gesetzgeber, welche die Strafe minder scharf bestimmten, wenigstens die humansten sind, wenn auch nicht die strengsten.

Die Civilgesetze sind am meisten unter einander verschieden. Diejenigen, welche dieselben einführten, fanden schon gewisse allgemein angenommene Gebräuche vor, und wagten es nicht, dieselben abzuschaffen, weil sie besorgten, dadurch die National-Vorurtheile zu verletzen. Sie ehrten das Herkommen, durch welches man sie für gut hielt, und nahmen solche Gebräuche, ob-

gleich sie nicht billig waren, einzig und allein aus Rücksicht auf deren Alterthum an.

Ebenso sind Gesetze, die dem Einzelnen hart und unbillig erscheinen, doch um nichts minder weise, sobald sie den Vortheil der gesammten Gesellschaft bezwecken; dieser Gesammtheit wird ein weiser Gesetzgeber stets die einzelnen Theile opfern.

Das Schulden-Gesetz erfordert ohne Zweifel die grösste Vorsicht und Klugheit. Werden die Gläubiger dadurch begünstigt, so wird die Lage der Schuldner zu hart; ein unglücklicher Zufall kann ja deren Vermögen auf immer zu Grunde richten. Ist hingegen das Gesetz den letztern vortheilhaft, so stört es das öffentliche Vertrauen durch Schwächung der auf Ehrlichkeit gegründeten Verträge.

Die rechte Mitte, welche bei Aufrechthaltung der Kraft der Verträge die zahlungsunfähigen Schuldner nicht unterdrückt, scheint mir der juristische Stein der Weisen ³⁷).

33.

Ein vollkommenes Gesetzbuch würde das grösste Meisterstück des menschlichen Geistes in der Regierungskunst sein. Man müsste darin Einheit des Plans und so genaue, verhältnissmässige Regeln finden, dass ein danach regierter Staat einer Uhr gliche, deren sämtliche Bewegungen nur ein gemeinsames Ziel haben; ferner erforderte es die tiefste Kenntniss des menschlichen Herzens und des Nationalgeistes; die Strafen müssten gemässigt sein, so dass sie die guten Sitten erhaltend, weder zu leicht, noch zu schwer wären; klare und bestimmte Verordnungen gäben niemals Anlass zu Streitigkeiten; sie würden in einer verständigen Auswahl alles dessen, was die bürgerlichen Gesetze Bestes haben, und in einer scharfsinnigen und einfachen Anwendung dieser Gesetze auf die Sitten und Gebräuche der Nation, bestehen. Alles müsste darin vorausgesehen, alles zusammengestellt und nichts einer Schwierigkeit unterworfen sein. Allein vollkommene Dinge sind nicht Sache der Menschheit.

Die Völker hätten schon Ursache zufrieden zu sein, wenn die Gesetzgeber sich für sie nur immer in den Geist jener Familienväter versetzten, welche die ersten Gesetze gaben. Diese liebten

ihre Kinder, und die Grundsätze, die sie ihnen vorschrieben, hatten nur das Glück ihrer Familie zum Zweck.

Wenige weise Gesetze machen ein Volk glücklich; viele Gesetze verwirren die Rechtspflege. So wie ein guter Arzt seine Kranken nicht mit Arzneien überladet, so überladet der weise Gesetzgeber die Gesellschaft nicht mit überflüssigen Verordnungen. Zu viele Arzneimittel schaden einander, sie hindern sich gegenseitig in ihren Wirkungen; zu viele Gesetze werden am Ende ein Labyrinth, in welchem die Rechtsgelehrten und die Rechtslehre sich verirren ³⁸).

34.

An vielen Gesetzen kleben die Menschen bloss deshalb, weil sie Slaven der Gewohnheit sind. Obgleich man bessere dafür einführen könnte, so wäre es doch vielleicht gefährlich, die alten anzurühren; die Störung, welche eine solche Reform in der Rechtspflege verursachen würde, schadete am Ende mehr, als die neuen Gesetze nutzten. Dennoch gibt es Fälle, in welchen eine Reform unumgänglich nothwendig erscheint; nämlich, wenn die Gesetze dem allgemeinen Wohl und der natürlichen Billigkeit zuwider laufen, wenn sie in unbestimmten, dunklen Ausdrücken abgefasst sind, oder in Sinn oder Ausdruck offenbare Widersprüche enthalten ³⁹).

35.

Es scheint mir, dass, wenn es eine Regierungsweise gibt, deren Weisheit man in unseren Tagen als Muster aufstellen kann, es die englische sei; dort ist das Parlament der Schiedsrichter zwischen Volk und König, und der König hat alle Macht, gut, aber keine, böse zu handeln ⁴⁰).

36.

Ich hoffe, dass man dies Alles (nämlich eine Vergrößerung und Stärkung Brandenburgs durch die Erwerbung von Westpreussen, Vorpommern, Mecklenburg, Jülich und Berg) ziemlich verständig finden wird. Denn, wenn die Dinge so kämen, dann würde der König von Preussen eine gute Figur unter den Grossen der Erde machen, und eine von den grossen Rollen spielen können. Er würde dann den Frieden geben oder aufrecht

erhalten können, aus keinem anderen Grunde als aus Liebe zur Gerechtigkeit, nicht aber aus Furcht; und wenn die Ehre des Hauses oder Landes den Krieg nothwendig machte, dann würde es ihn mit Kraft führen können, indem es alsdann keinen Feind zu fürchten hätte als allein den himmlichen Zorn, der gewiss nicht zu fürchten sein würde, so lange Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe im Lande herrschen würde über Irreligion, Parteiungen, Habsucht und Selbstsucht. Ich wünsche diesem Hause Preussen, dass es sich völlig aus dem Staube erhebe, in welchem es jetzt darniederliegt, damit es die protestantische Religion im Reiche und in Europa blühen machen könne, dass es sei die Zuflucht der Bedrängten, der Trost der Wittwen und Waisen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten. Aber wenn es anders würde, wenn die Ungerechtigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Religion, die Parteilichkeit oder das Laster die Oberhand gewannen über die Tugend, was Gott ewig verhüten möge, dann wünsche ich jenem Hause, dass es schneller herabsinke als es entstanden ist ⁴¹).

Religion und sittliche Welt.

Weil er das Wesen des Christenthums in die christliche Sittenlehre setzte, wollte er nichts mit Denen zu thun haben, welche die Bekämpfung der Glaubenslehre zu einer Bekämpfung des Christenthums überhaupt erweiterten.

Aus Friedrich's Ansichten über das Wesen der Religion folgte die unbedingteste Denk- und Gewissensfreiheit.
Herrmann Hettner.

1.

Wäre auch in dem ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: „Was du nicht willst, dass dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht,“ — so würde man zugeben müssen, dass diese wenigen Worte die Summe aller Moral enthalten. Und lehrte nicht Christus in seiner unvergleichlichen Bergpredigt, Verzeihung, Barmherzigkeit und Menschenliebe? Man sollte also nicht das Gesetz mit dem Missbrauch, das Geschriebene mit den Handlungen der Menschen, und die wahre christliche Sittenlehre mit der verdorbenen priesterlichen verwechseln. Wie kann man nur der christlichen Religion das Verderbniss der Sitten zur Last legen? Aber den Geistlichen könnte man Vorwürfe machen, dass sie den blinden Glauben, äusserliche Gebräuche, leichte Büssungen und verkäufliche Ablassse an die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, eines guten Wandels, eines unsträflichen Gewissens und einer wahren Sinnesbesserung gesetzt haben⁴²⁾.

2.

Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist die Richtschnur meines Lebens⁴³⁾.

3.

Es gibt gewiss nur eine Moral; sie enthält, was die Menschen einander schuldig sind, sie ist die Grundfeste der bürgerlichen Gesellschaft. Sie muss unter jeder Regierung, in jeder Religion dieselbe bleiben. Die Moral des Evangeliums in ihrer ganzen Reinheit wäre durch ihre Ausübung nützlich. Lassen wir aber die fatalistische Lehre zu, so gibt es keine Moral und keine Tugend mehr, und das ganze Gebäude der Gesellschaft stürzt zusammen⁴⁴⁾.

4.

Ich habe das Unglück, einen sehr schwachen Glauben zu besitzen — aber man braucht Luther und Calvin nicht, um Gott zu lieben.

5.

Die Theologen sind alle gleich, von welcher Religion oder von welchem Volke sie auch sein mögen. Immer wollen sie sich eine despotische Autorität über das Gewissen der Menschen anmassen. Das ist schon genug, um sie zu eifrigen Verfolgern aller derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer mit dem Bannstrahle bewaffnet, um das eingebildete Trugbild der Irreligion niederzuschmettern. Sie predigen Demuth, eine Tugend, die ihrem eigenen Betragen fremd ist; nennen sich Diener eines Gottes des Friedens und haben doch zu oft ein Herz voll Hass und Ehrsucht. Schon ihr Lebenswandel allein, der ihrer Moral so wenig entspricht, macht uns, wie mir scheint, ihre Sache verdächtig. Der Charakter der Wahrheit ist ein ganz anderer; sie bedarf keiner Waffe, um sich zu vertheidigen, und keiner Gewalt, um die Menschen zum Glauben zu zwingen. Sie braucht sich nur zu zeigen, und sobald ihr hellstrahlendes Licht das Gewölk durchbrochen hat, hinter welchem sie verborgen war, ist sie ihres Triumphes gewiss!

6.

Wie kann man an die Unfehlbarkeit derer glauben, die sich für Statthalter Christi ausgeben. Wir sehen Päpste, die einander in den Bann thun; Päpste ihre Ansprüche zurücknehmen; Kirchenversammlungen, welche die Glaubenssätze vorhergehender Concilien unter dem scheinbaren Vorwande einer Erklärung abändern. Der Schluss daraus ist klar: Entweder jene oder diese haben irren können.

7.

Die christliche Religion veränderte sich wie die Sitten: sie verlor von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und mehr von ihrer ursprünglichen Einfachheit und ward bald so überschminkt, dass man sie nicht mehr wiedererkennen konnte. — Nichts übertraf bei ihrer Entstehung die Heiligkeit ihrer Moral; aber der Hang des menschlichen Herzens zur Verderbniss verfälschte sie

bald in der Ausübung. So wurden die reinsten Quellen des Heiles der Grund einer Menge von Uebeln für die Menschheit ⁴⁵).

8.

Die Macht der Geistlichkeit beruht nur auf Meinungen, sie gründet sich auf die Leichtgläubigkeit der Völker. Man kläre diese letztern auf, und der Zauber hat ein Ende ⁴⁶)!

9.

Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldsamkeit eine zärtliche Mutter, welche sie blühen macht ⁴⁷).

10.

Die Menschen halten, wenn sie für die Ehre Gottes zu kämpfen glauben, alles für erlaubt, und beflecken die Altäre des wohlthätigsten Wesens mit dem Blute unschuldiger Opfer ⁴⁸).

11.

Wir kennen ja die Verbrechen, welche der religiöse Fanatismus erzeugt hat. Hüten wir uns nur, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen: ihr Charakter soll Sanftmuth und Mässigung sein; — sie soll nur die übertriebene Härte eines in Zeiten der Rohheit und Finsterniss gemachten Gesetzes aufdecken. Sokrates betete die „Deos majorum et minorum gentium“ nicht an; ungeachtet dessen wohnte er dem öffentlichen Gottesdienste stets bei. Gassendi ging zur Messe und Newton in die Predigt.

Die Duldsamkeit muss in der Gesellschaft Jedem die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Duldsamkeit darf sich nicht so weit ausdehnen, dass sie die Frechheit und Zügellosigkeit junger Tollköpfe beschützt, welche alles übermüthig beschimpfen, was das Volk verehrt. Das sind meine Ansichten, welche mit dem übereinstimmen, was die Freiheit und öffentliche Sicherheit, diese vornehmsten Zwecke aller Gesetzgebung, befestigt ⁴⁹).

12.

Muss man die Vorurtheile, welche die Zeit im Geiste der Völker geheiligt hat, geradezu vor den Kopf stossen? Und wenn man der Denkfreiheit geniessen will, muss man den bestehenden Glauben verhöhnen? — Erinneret euch an dieses Wort Fontenell's: „Wenn ich die Hand voll Wahrheiten hätte, so würde ich mich mehr als einmal bedenken, bevor ich sie öffnete“ ⁵⁰)!

13.

Es gibt wenig philosophische und starke Geister, welche im Stande wären, die tiefen Wurzeln der durch die Erziehung in sie eingedrungenen Vorurtheile zu zerstören. Wir sehen Manche, die sich durch ihre gesunde Vernunft von den gemeinen Irrthümern befreit haben, die sich gegen die Abgeschmacktheiten empören; und dennoch, wenn der Tod naht, werden sie aus Furcht wieder abergläubisch und sterben als Kapuziner; bei Andern hängt die Denkweise von ihrer guten oder schlechten Verdauung ab. Nach meiner Meinung ist es also nicht genug, die Menschen von ihrem Irrthume zu befreien; man müsste ihnen auch Geistesstärke einflößen können, sonst werden Schmerz und Todesfurcht immer den Sieg über die stärksten und folgerichtigsten Vernunftschlüsse davon tragen⁵¹).

14.

Wenn die Philosophen einen Staat stifteten, so würde sich das Volk gewiss schon nach einem halben Jahrhundert einen neuen Aberglauben schmieden und seinen Cultus an irgend einen auf seine Sinne Eindruck machenden Gegenstand knüpfen; es machte sich entweder kleine Götzenbilder, oder verehrte die Gräber seiner Stifter, oder betete die Sonne an, oder irgend eine ähnliche Abgeschmacktheit würde den Sieg über die reine und einfache Anbetung des höchsten Wesens davontragen.

Der Aberglaube ist eine Schwäche des menschlichen Geistes; er ist seinem Wesen inhärent; er ist von jeher gewesen und wird immer sein. Die Gegenstände der Anbetung können wechseln, wie französische Moden; aber ist es nicht ganz gleichgültig, ob ich mich vor einem Weihebrod, oder vor dem Apis, oder vor der Bundeslade, oder vor einer Statue niederwerfe? Die Wahl ist kaum der Mühe werth; der Aberglaube ist der nämliche, und die Vernunft gewinnt nichts dabei⁵²).

15.

Man kann ein guter Katholik sein und dennoch dem Statthalter Gottes seine irdischen Besitzungen nehmen, die ihn ohnedies zu sehr von seinen geistlichen Pflichten abziehen und sogar oft sein eigenes Seelenheil in Gefahr bringen⁵³).

16.

Die Vernunft zeigt mir so erstaunenswerthe Verhältnisse in der Natur und lässt mich so auffallende und einleuchtende Endursachen erkennen, dass ich gezwungen bin, anzunehmen, ein denkendes Wesen walte über diesem Weltall und erhalte den Gang der Maschine; ich stelle mir dieses Wesen als den ersten Urstoff des Lebens und der Bewegung vor. Das System einer Entwicklung des Chaos scheint mir undenkbar, denn es würde doch mehr Kunst dazu gehört haben, das Chaos zu bilden und zu erhalten, als die Dinge so zu ordnen, wie sie jetzt sind. Eine Schöpfung aus Nichts ist ein Widerspruch und folglich ungereimt. Es bleibt also nichts übrig: als die Ewigkeit der Welt, eine Idee, worin kein Widerspruch liegt, weil das, was heute ist, auch sehr wohl schon gestern dagewesen sein kann und so fort. Da nun der Mensch Materie ist, und doch denkt und sich selbstständig bewegt, so sehe ich nicht ein, warum ein solches Princip des Denkens und der Bewegung nicht in der allgemeinen Materie sollte wohnen können. Ich nenne es nicht Geist, weil ich keinen Begriff von einem Wesen habe, das keinen Raum einnimmt und folglich auch nirgends existirt. Da aber unser Denken eine Folge unserer körperlichen Organisation ist: warum sollte nicht das unendlich mehr als der Mensch organisirte Weltall Intelligenz besitzen, und zwar eine solche, die die eines so schwachen Geschöpfes unendlich überträfe⁵⁴)?

17.

Die ganze Welt beweist das Dasein einer höchsten bewussten Endursache; man braucht bloss die Augen zu öffnen, um sich von ihr zu überzeugen. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, von der Natur erzeugt; also muss die Natur auch unendlich einsichtiger und vernünftiger sein als der Mensch; denn anzunehmen, die Natur hätte dem Menschen Eigenschaften gegeben, welche sie selbst nicht besitzt, wäre ein Widerspruch⁵⁵).

18.

Wäre die Natur blind, so müsste sie nothwendiger Weise ohne Zweckbeziehung handeln, und könnte daher niemals jene Meisterwerke hervorbringen, welche der menschliche Scharfsinn im Grössten wie im Kleinsten bewundern muss. Die Zwecke der

Natur in ihren Werken fallen so unabweisbar in die Augen, dass man gezwungen ist, eine höchste und allweise Ursache, welche das Ganze regiert, anzuerkennen; — das Auge einer Milbe, ein Grashalm, sind hinreichend, uns den vernünftigen Werkmeister zu beweisen⁵⁶).

19.

Die metaphysischen Dinge übersteigen unsere Fassungskraft; vergeblich suchen wir sie zu ergründen. Mein System beschränkt sich einfach darauf, dass ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig, und darum allein meiner Verehrung würdig ist; dass ich die Leiden der Menschheit nach Kräften zu mildern und zu erleichtern suche; alles Uebrige aber dem Rathschluss des Schöpfers anheimstelle, der über mich verhängen wird, was ihm gut dünkt, und von welchem ich, geschehe was da wolle, nichts Böses zu fürchten habe.

20.

Die philosophischen Schulen, sowohl bei den Orientalen, als bei den Griechen, stimmten im Wesentlichen ihrer Tugendlehre so ziemlich mit einander überein, und gingen eigentlich nur darin mehr oder weniger auseinander, dass jede verschiedene Beweggründe annahm, um ihre Schüler zu einem tugendhaften Lebenswandel anzuhalten. Die Stoiker behaupteten, ihren Grundsätzen zufolge, die Tugend habe eine ihr wesentliche Schönheit; woraus sie schlossen, dass man sie um ihrer selbst willen lieben müsse, und dass das höchste Glück des Menschen in deren festem Besitze bestehe. Die Platoniker sagten, man nähere sich den unsterblichen Göttern und werde ihnen ähnlich, wenn man die Tugend übe. Die Epikuräer schrieben der Erfüllung der sittlichen Pflichten die höchste Wollust zu, und fanden, nach ihren Grundsätzen, die man aber richtig verstehen muss, in der Uebung der Tugend die reinste Freude und unaussprechliche Glückseligkeit. — Moses verhiess seinem Volke, um es zu guten und löblichen Handlungen aufzumuntern, zeitlichen Segen und Strafe. Die christliche Religion, die sich auf den Trümmern der jüdischen erhoben hat, schreckte die Sünde durch die Bedrohung mit ewiger Strafe, und ermunterte zur Tugend durch Hoffnung auf ewige Seligkeit. Damit noch nicht zufrieden, sondern nach Erreichung

der möglichsten Vollkommenheit strebend, behauptete sie, dass schon die Liebe zu Gott allein den Menschen ein Beweggrund zu guten Handlungen sein müsse, selbst wenn in einem andern Leben weder Lohn noch Strafe zu erwarten wäre.

Man kann nicht läugnen, dass die philosophischen Schulen Männer von dem höchsten Verdienste gebildet haben, und eben so wenig, dass aus dem Schosse des Christenthums reine und heilige Gemüther hervorgegangen sind. Dessen ungeachtet haben, als Folge der Indolenz der Philosophen und Theologen und der Verkehrtheit des menschlichen Herzens, jene Aufmunterungsgründe nicht immer die erwartete Wirkung gehabt. Wie viele Philosophen bei den Heiden waren es bloss dem Namen nach! Man braucht nur Lucian anzusehen, um sich zu überzeugen, in welchem schlechten Rufe sie schon zu seiner Zeit standen. Wie viele Christen arteten aus und verdarben die alte Sittenreinheit! Habgier, Ehrsucht, Fanatismus erfüllten die Herzen derer, die das feierliche Gelübde gethan, der Welt zu entsagen, und zerstörten alle Früchte der Tugend. Der Beispiele sind unzählige in der Geschichte. Und was unsere heutigen Christen betrifft, so sind dieselben, wenn man einige eben so fromme als der menschlichen Gesellschaft unnütze Klausner ausnimmt, den Römern zur Zeit des Marius und Sulla um nichts vorzuziehen; wohlverstanden, beschränkt sich dieser Vergleich nur auf die Sitten.

Diese und ähnliche Betrachtungen haben mich nun veranlasst, einmal den Ursachen nachzuforschen, welche eine so seltsame Verschlimmerung des Menschengeschlechts herbeigeführt haben. Ich weiss zwar nicht, ob es mir gestattet ist, über so wichtige Gegenstände meine Vermuthungen auszusprechen; es scheint mir aber, als hätte man sich in der Wahl der Triebfedern, welche die Menschen zur Tugend anhalten sollen, vergriffen. Diese Triebfedern haben, wie mich dünkt, den Fehler, dem grossen Haufen nicht verständlich genug zu sein.

Die Stoiker bedachten nicht, dass Bewunderung ein erzwungenes Gefühl ist, dessen Eindruck bald verlischt, weil die Eigenliebe nie gern Beifall zollt. Man gibt die Schönheit der Tugend leicht zu, weil dies Geständniss nichts kostet; da wir es aber mehr aus Convenienz, als aus innerer Ueberzeugung thun,

so führt es auch nicht zur Selbstbesserung, zur Besiegung unserer bösen Neigungen und Leidenschaften.

Die Platoniker hätten sich an die ungeheure Kluft zwischen dem höchsten vollkommensten Wesen und dem gebrechlichen Geschöpfe erinnern sollen. Wie kann man dem Geschöpfe zumuthen, seinem Schöpfer nachzuahmen, von welchem es sich, in den Banden seiner beschränkten Natur, nur immer eine dunkle und schwankende Vorstellung machen kann? Unser Geist ist der Herrschaft der Sinne unterworfen, unsere Vernunft handelt nur nach Erfahrung, — ihr abstrakte Gegenstände vorlegen, heisst, sie in ein Labyrinth führen, aus dem sie keinen Ausgang findet. Ihr greifbare Gegenstände darstellen, das ist das rechte Mittel, um sie zu überzeugen. Es gibt nur wenige grosse Geister, die wirklich fähig sind, sich durch die Finsterniss der Metaphysik hindurch einen klaren Verstand zu bewahren. Die Menschen überhaupt sind mehr sinnlich, als vernünftig angelegt.

Die Epikuräer betonten den Ausdruck Wollust zu sehr und schwächten dadurch, ohne es zu wissen, das Gute ihrer Grundsätze, sie gaben durch dieses zweideutige Wort selbst ihren Schülern Veranlassung, ihre Lehre zu verderben.

Die christliche Religion, — ich verehere das Göttliche, das man ihr zuschreibt, und rede hier nur rein philosophisch — die christliche Religion, sage ich, legt dem Geiste so abstrakte Begriffe vor, dass man jeden Katechumenen, um sie ihm begreiflich zu machen, erst in einen Metaphysiker verwandeln müsste. Die Erfahrung lehrt, dass bei der grossen Menge das Gegenwärtige, weil es in die Sinne fällt, stärker wirkt, als das Abwesende; daher werden die Güter dieser Welt, deren Genuss ihr gleich und leicht erreichbar ist, ohne Zweifel den Vorzug vor den bloss eingebildeten haben, deren Besitz sie sich in weiter Ferne nur unklar vorstellt.

Was sollen wir aber zu den Beweggründen sagen, die man von der Liebe zu Gott hernimmt, um die Menschen zur Tugend zu führen? zu einer Liebe, welche, nach den Forderungen der Quietisten, von aller Furcht vor der Hölle und aller Hoffnung auf das Paradies frei sein soll? Ist eine solche Liebe wohl möglich? Das Endliche vermag das Unendliche nicht zu erfassen; folglich können wir uns keine genaue Vorstellung von der Gottheit machen und uns nur im allgemeinen von ihrem Dasein überzeugen. Wie kann

man also von einer irdischen Seele verlangen, dass sie ein Wesen lieben soll, welches sie gar nicht im Stande ist, kennen zu lernen? — Wir müssen uns begnügen, im Stillen anzubeten, und die Regungen unseres Herzens auf die Empfindungen einer tiefen Dankbarkeit gegen das höchste vollkommenste Wesen, in welchem und durch welches Alles sein Dasein hat, beschränken!

Je mehr man diese Materie untersucht und behandelt, desto evidenter erscheint es, dass man einen allgemeineren und einfacheren Grundsatz annehmen muss, um die Menschen tugendhaft zu machen. Diejenigen, welche sich auf die Erforschung des menschlichen Herzens verlegt haben, werden ohne Zweifel die Triebfeder entdeckt haben, welche hierzu in's Werk gesetzt werden muss. Diese mächtige Triebfeder ist die Eigenliebe, diese Wächterin unserer Gesundheit und Beförderin unseres Glücks, diese unsiegbare Quelle unserer Laster und unserer Tugenden, dieses verborgene Princip aller menschlichen Handlungen. Sie befindet sich im denkenden Menschen höchst ausgebildet und lehrt selbst den beschränktesten, was ihm zum Heile dient. Giebt es etwas Schöneres und Bewunderungswürdigeres, als selbst aus einem Princip, das zum Laster führen kann, die Quelle des Guten, des Glückes, der allgemeinen Wohlfahrt zu machen? Und dies würde geschehen, wenn sich nur ein geschickter Philosoph damit befassen wollte. Er müsste der Eigenliebe eine feste Bahn geben, sie zum Guten lenken, eine Leidenschaft der andern entgegensetzen, und die Menschen dadurch tugendhaft machen, dass er ihnen klar und deutlich bewiese, Tugend sei ihr wahrer Vortheil.

Rochefoucault, der, das menschliche Herz untersuchend, die Triebfeder der Eigenliebe so glücklich entdeckte, bedient sich ihrer nur, um unsere Tugenden herabzusetzen, indem er ihnen bloss äusseren Schein zugesteht. Ich hingegen wünschte, man wendete diese Triebfeder dazu an, um den Menschen zu beweisen, dass gerade ihr wahrer Vortheil es verlange, gute Bürger, gute Väter, gute Freunde zu sein, kurz, alle sittlichen Tugenden zu besitzen; und da sich dies in der That so verhält, so dürfte es nicht schwer sein, sie davon zu überzeugen.

Wesshalb stellt man den Menschen, wenn man sie zu dem einen oder dem andern Entschlusse antreiben will, ihren Nutzen

vor? Doch nur desshalb, weil eigener Vorthail der überzeugendste und stärkste Beweggrund ist. Bedienen wir uns also eben dieses Grundes im Interesse der Sittlichkeit. Man stelle den Menschen die Leiden vor, welche sie sich durch ein lasterhaftes Leben bereiten, und das Gute, das mit allen guten Handlungen unzertrennlich verbunden ist.

Wenn die Kreter ihren Feinden fluchten, so wünschten sie ihnen alle möglichen lasterhaften Neigungen; das wollte so viel sagen, als, dass sie sich selbst in Unglück und Schande stürzen möchten. Diese Wahrheiten können augenscheinlich bewiesen werden, sie liegen den Weisen, den Klagen und der niederen Volksmasse gleich nahe.

Man wird mir zwar einwenden, dass meine Behauptung auf die Schwierigkeit stossen werde, mit dem Glücke, das ich an gute Thaten knüpfe, die Verfolgungen, welche die Tugend erfährt, und das Wohlbefinden, dessen sich doch so viele schlechte Menschen zu erfreuen haben, in Einklang zu bringen. Diese Schwierigkeit ist leicht zu heben, wenn wir nur unter dem Worte Glück nichts weiter als vollkommene Seelenruhe verstehen. Diese gründet sich auf Zufriedenheit mit uns selbst, auf den Beifall, den unser Gewissen unsern Handlungen zollt, und darauf, dass wir uns überhaupt keine Vorwürfe zu machen haben. Nun ist es klar, dass wohl ein übrigens noch so unglücklicher Mensch dieses Gefühl haben kann, dass es aber nie in einem grausamen und wilden Herzen Raum finden wird; denn dies muss, wenn es sich selbst betrachtet, sich selbst verabscheuen, so glänzend auch sonst das äussere Glück scheinen mag.

Wir streiten nicht gegen die Erfahrung. Wir gestehen, dass es eine Menge von unbestraften Verbrechern und Bösewichtern gibt, welche ein glänzendes, nur von Unverständigen bewundertes Leben führen. Aber schweben diese Verbrecher nicht fortwährend in der Furcht, dass die Zeit doch endlich einmal jene für sie schreckliche Wahrheit entdecken und ihre Schande enthüllen werde? Und vermochte wohl jener eitle Glanz, womit sich ein Nero, ein Caligula, ein Domitian, ein Ludwig XI. umgab, die innere Stimme des sie verdammenden Gewissens zu ersticken, — konnte er sie daran hindern, von Gewissensbissen zernagt zu werden, die Geissel der Rache zu fühlen, welche, obgleich unsichtbar, sie zerfleischte?

Welches Herz kann in solcher Lage ruhig sein? Empfindet es nicht vielmehr schon in diesem Leben alle Qualen der Hölle? Ueberdies geht man sehr unsicher, wenn man das Glück anderer Leute bloss nach dem äusseren Scheine beurtheilt. Glück kann nur nach der Denkart dessen, dem es zu Theil geworden, beurtheilt werden; diese Denkart ist aber sehr verschieden: der Eine liebt den Ruhm, der Andere das Vergnügen; dieser hängt sich an Kleinigkeiten, jener an Dinge, die man gewöhnlich für wichtig hält; ja, Einige verschmähen und verachten sogar, was Andere sich wünschen und als das höchste Gut betrachten.

Es gibt also keinen bestimmten Massstab, um das zu beurtheilen, was von einem ungleichen und launenhaften Geschmacke abhängt; und daher kommt es denn, dass man so oft das Glück und den Wohlstand solcher Personen bewundert, die innerlich bitter über die Last ihrer Leiden seufzen. Da wir also das Glück nicht in äusseren Umständen, auch nicht in dem bunten Wechsel, welche diese bewegliche Weltbühne hervorbringt und wieder zerstört, finden, so müssen wir es — in uns selbst suchen. Es gibt kein anderes, ich wiederhole es, als Seelenruhe. Daher muss unser eigener Vorthail uns antreiben, nach diesem so kostbaren Gute zu streben, und die Leidenschaften, wenn sie uns im Besitze desselben stören, zu zähmen⁵⁷).

21.

Nichts ist wahrer und erweislicher, als dass die menschliche Gesellschaft nicht bestehen und sich nicht erhalten kann, ohne Tugend und gute Sitten. Verdorbene Sitten, schändliche Laster, Verachtung der Tugend, Mangel an Treue und Ehrlichkeit in Handel und Wandel, Meineid, Treulosigkeit, Eigenliebe an der Stelle des Gemeinnes — das sind die Vorboten von dem Verfall der Staaten und dem Untergange der Reiche.

Ein so wichtiger Gegenstand, wie die Sitten, interessirt die Religion nicht minder, als den Staat. Die christliche, die jüdische, die muhamedanische und die chinesische Religion haben alle beinahe dieselbe Sittenlehre. Die christliche hat indess noch zwei besondere Feinde zu bekämpfen: zuerst jene Philosophen, welche nur die Vernunft und die strengen Ergebnisse einer logischen Spekulation anerkennen, und alle Ideen und Systeme

verwerfen, welche sich nicht mit ihrer Methode, zu denken, vertragen; doch von diesen ist hier nicht die Rede; und dann die sogenannten Freigeister, deren Sitten durch lange Gewohnheit an das Laster verdorben worden sind, die sich gegen das harte Joch, welches die Religion ihren Leidenschaften auflegen will, empören. Sie werfen alle Fesseln ab, sprechen sich im Stillen von einem Gesetze los, das ihnen unbequem ist, und suchen im vollkommenen Unglauben eine Zuflucht. — Nun behaupte ich, dass alle Mittel, welche zur Besserung solcher Leute führen können, auch der christlichen Religion zum grössten Nutzen gereichen, und glaube, dass die *Eigenliebe* der stärkste Antrieb ist, um sie von ihren Verirrungen zurückzubringen. Sobald der Mensch einmal ganz überzeugt ist, sein eigener Vortheil verlange, dass er tugendhaft sei, so wird er sich auch gewiss gerne löblicher Handlungen befleissigen. Da er alsdann wirklich nach der Sittenlehre des Evangeliums lebt, so wird man ihn auch leicht dazu bestimmen können, das aus Liebe zu Gott zu thun, was er schon aus Liebe zu sich selbst gethan hat; dies heisst bei den Theologen: Verwandlung der heidnischen Tugenden in christliche.

Doch hier tritt uns ein neuer Einwurf entgegen. Man wird mir ohne Zweifel sagen: „Du bist mit Dir selbst im Widerspruch; Du bedenkst nicht, dass die Tugend als eine Stimmung definirt wird, vermöge deren die Seele zu der vollkommensten Uneigennützigkeit angetrieben wird. Wie ist es also denkbar, dass man aus reinem Eigennutz zu dieser vollkommensten Uneigennützigkeit gelangen könne? denn der ist ihr ja schnurstracks entgegengesetzt“. — Wie stark auch dieser Einwurf sein mag, so lässt er sich doch leicht heben, wenn man nur die verschiedenen Antriebe betrachtet, welche die Selbstliebe in Bewegung setzen. Bestände sie nur in dem Verlangen nach Gütern und Ehrenstellen, so müsste ich mich bescheiden; aber auf so Unbedeutendes ist sie nicht beschränkt. Erstlich besteht sie in der Liebe zum Leben und zur Selbsterhaltung, dann in dem Wunsche, glücklich zu sein, in der Furcht vor Spott und Schande, in dem Verlangen nach Ansehen und Ehre, und endlich in dem Sinne für alles, was man für vortheilhaft hält, so wie in einem Abscheu vor allem, was man als schädlich ansieht. Man braucht also nur das Urtheil der Leute zu berichtigen. Was habe ich zu thun, und was zu unterlassen,

um die an und für sich selbst rohe und schädliche Eigenliebe nützlich und lobenswerth zu machen? —

Wie viele Züge von Tugend, wie viele ewig ruhmvolle Thaten verdanken wir nicht, streng genommen, der Eigenliebe! Einem geheimen, beinahe unbemerklichen Gefühle zufolge, beziehen die Menschen fast alles auf sich selbst; sie stellen sich in den Mittelpunkt, worin alle Radian zusammenlaufen. Was für Gutes sie auch vollbringen mögen, — immer sind sie selbst der verborgene Gegenstand desselben; die lebhaftere Empfindung siegt über die schwächere, und oft werden sie durch einen falschen Schluss bestimmt, dessen Fehler sie nicht bemerken. Man braucht ihnen also nur das wahre Gute vorzustellen, sie dessen Werth kennen zu lehren; nur ihre Leidenschaften so zu behandeln wissen, dass man die eine der anderen richtig entgegensetzt, — um zum Besten der Tugend Vorthelle daraus zu ziehen. —

Ich kann nicht umhin, zu unserer Schande zu gestehen, dass man in unserer Zeit eine ausserordentliche Erkaltung für die Verbesserung des menschlichen Herzens und der guten Sitten gewahrt. Man behauptet öffentlich, und lässt es sogar drucken: die menschliche Natur sei eine Mischung von Gutem und Bösem, man könne ihr Wesen nicht ändern, die stärksten Vernunftgründe müssten doch dem unwiderstehlichen Zuge der Leidenschaften weichen; man müsse die Welt gehen lassen, wie sie nun einmal gehe.

Wenn man aber so mit dem Erdboden verführe, ihn nicht kultivirte, so würde er nur Dornen und Disteln tragen; er bliebe ohne den uns ernährenden Ernteseegen. Ich gebe zu, dass es, trotz aller Bemühungen nach Sittenverbesserung, doch immer Laster und Verbrechen auf der Erde geben wird. Allein sie werden doch dadurch vermindert, und damit ist schon viel gewonnen. Es werden sich alsdann mehr schön gestimmte und harmonisch entwickelte Seelen finden, die sich durch hervorragende Eigenschaften auszeichnen. Sind nicht aus den philosophischen Schulen erhabene Seelen, beinahe göttliche Menschen hervorgegangen, welche in der Tugend ein menschlich Höchstes leisteten? Die Namen eines Sokrates, Aristides, Cato, Brutus, Antoninus und Mark-Aurel werden in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts so lange leben, als es noch tugendhafte Seelen gibt.

Auch die Religion hat einige Männer hervorgebracht, die sich durch Menschenliebe und Wohlthätigkeit ausgezeichnet haben. Unter diese rechne ich aber nicht jene morosen und fanatischen Mönche, welche ihre Tugenden, durch die sie ihren Nächsten hätten nützlich werden können, in religiöse Kerker begruben, und lieber der Gesellschaft zur Last fallen, als ihr dienen wollten.

Man müsste also heut zu Tage nach dem Beispiele der Alten verfahren und alle Aufmunterungsmittel, durch die das menschliche Geschlecht verbessert werden könnte, anwenden, in den Schulen das Studium der Moral allen anderen Kenntnissen vorziehen, und eine leichte Methode annehmen, sie zu lehren. Vielleicht wäre es eine grosse Erleichterung zur Erreichung dieses Ziels, wenn man Katechismen verfasste, aus denen die Kinder gleich von ihrer frühesten Jugend an lernten, dass ihnen die Tugend unumgänglich nothwendig ist. Ich wünschte, dass die Philosophen sich weniger mit fruchtlosen metaphysischen Untersuchungen beschäftigten, und dafür ihre Talente mehr an der Sittenlehre übten; besonders aber, dass ihr eigener Lebenswandel den Schülern zum Muster dienen könnte; dann würden sie mit Recht den Namen: Lehrer des menschlichen Geschlechts, verdienen.

Die Theologen müssten sich weniger damit befassen, ungreifliche Lehren zu erklären; von der Wuth zurückkommen, uns Dinge demonstrieren zu wollen, die als übernatürliche Geheimnisse angekündigt werden; sich mehr darauf verlegen, praktische Sittenlehre zu predigen, und, anstatt Reden in blühendem Style, lieber nützliche, ungekünstelte, klare und der Fassungskraft der Zuhörer angemessene Vorträge zu halten. Bei unverständlichen Betrachtungen schlafen die Leute ein; aber sie bleiben wach, sobald nur von ihrem eigenen Vortheile die Rede ist, so, dass der geschickte und kluge Redner sehr leicht die Selbstliebe zur Führerin der Tugend machen könnte. Neuere und passende Beispiele wären dabei gewiss mit gutem Erfolge anzuwenden. Wenn man z. B. einen trägen Landmann anhalten wollte, sein Feld besser zu bestellen, so würde man es ohne Zweifel am besten dadurch thun, dass man ihm seinen durch Fleiss und Thätigkeit reich gewordenen Nachbar zeigte, und ihm dabei sagte: es hänge nur von ihm ab, eben so wohlhabend zu werden; doch müssen die Muster, die man

wählt, immer der Fassungskraft derer, welche sich danach richten sollen, entsprechen, ihrem Stande und nicht vielleicht ganz anderen Verhältnissen entnommen sein ⁵⁸).

22.

Wir Menschen sind Ameisen. Auch die Ameise denkt wohl, für sie sei Erde und Himmel geschaffen, und im nächsten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau.

23.

Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; nur wenige wissen es zu bezähmen; die meisten lassen ihm die Zügel schiessen, wenn sie nicht aus Furcht vor den Gesetzen davon abgehalten werden ⁵⁹).

24.

Unsere unglückliche Stellung als Mensch lässt uns immer nur über einen schmalen Pfad wandeln, zu dessen beiden Seiten sich Abgründe aufthun, welche — Missbrauch heissen. Es gibt ein Zuviel in der Weisheit, wie in der Thorheit; beides ist gleich lächerlich, und um dem Tollhause zu entgehen, hat man sich vorsichtig vor beiden Extremen zu hüten, und immer in den Ernst den Scherz, und in den Scherz den Ernst zu mischen ⁶⁰).

25.

Frohsinn macht uns zu Göttern, mürrischer Ernst zu Teufeln. Der letztere ist eine Art von Geiz, der die Menschen des Glücks beraubt, das sie geniessen könnten ⁶¹).

26.

Undankbar zu machen, ist schön; aber schändlich, undankbar zu sein ⁶²).

27.

Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müsiggang.

28.

Wie glücklich ist man doch, wenn man die Tage, welche die Parze einem spinnt, würdig benutzen kann, und nicht in entehrendem Müsiggange die Zeit verliert, die nicht wiederkehrt und die auf ihrer Flucht unser Leben verkürzt ⁶³).

29.

Ich denke wie Epiktet: „Sagt man Böses von Dir, und es ist wahr, so bessere Dich; sind es Lügen, so lache darüber.“ Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Hunde, die auf der Landstrasse bellen⁶⁴).

30.

Jene Könige ohne Liebe und Gegenliebe scheinen mir dem Holzklotz zu gleichen, welchen Jupiter den Fröschen zum Könige gab. Ich kenne den Undank nur durch den Kummer, den er mir zugefügt hat, und kann, ohne etwa Gefühle, die mir nicht natürlich sind, erheucheln zu wollen, versichern, dass ich gern auf alle Grösse verzichtete, wenn ich sie mit der Freundschaft unverträglich fände⁶⁵).

31.

Unglückliche lernen das menschliche Herz am besten kennen; die Abnahme ihres Glücks ist wie ein Thermometer, das ihnen gleichzeitig die Erkaltung ihrer Freunde anzeigt.

32.

Während des Krieges herrschte eine ansteckende Krankheit in Breslau. Man begrub hundertundzwanzig Personen täglich; da sagte eine gewisse Gräfin: „Gott sei Dank! der hohe Adel wird verschont; nur der Pöbel stirbt.“ Hier habt Ihr also ein Beispiel, wie jene Hochgeborenen denken, welche sich von edleren Moleculen zusammengesetzt glauben, als das Volk, das sie unterdrücken. Aber so war es fast zu allen Zeiten. — Nur die, welche die Unterdrückung an sich selbst erduldet haben, kennen und verabscheuen sie. Jene Schosskinder des Glücks, welche dasselbe im Wohlleben betäubt hat, glauben, die Leiden des Volks seien nur Uebertreibungen, die Ungerechtigkeiten nur Missgriffe, und wofern nur die ersten Spitzen der Gesellschaft so fortgingen, komme auf das Uebrige wenig an⁶⁶).

Kunst und Wissenschaft.

„Ich bin in allem ein Dilettant: ich kann wohl über grosse Männer meine Meinung sagen, ich kann sie selbst beurtheilen und kann meine Ansicht über Virgils Verdienste haben, aber ich bin nicht dazu gemacht, dies öffentlich zu sagen, weil es mir an künstlerischer Vollendung fehlt. — Meine Werke sind wie Tischgespräche, wo man laut denkt, wo man ganz ungenirt spricht und wo man es nicht übel nimmt, wenn man widerlegt wird. Wenn ich nur einige Augenblicke frei habe, so überfällt mich die Schreiblust; ich versage mir dies unschuldige Vergnügen nicht; es ergötzt mich, es zerstreut mich und macht mich in der Folge aufgelegter zu der mir obliegenden Arbeit“⁶⁷).

1.

Künste und Wissenschaften sind Zwillinge, die das Genie zu ihrem gemeinschaftlichen Vater haben und durch ein natürliches, unauflösliches Band mit einander vereinigt sind.

2.

Die Künste und Wissenschaften gleichen weiten Regionen, welche wir fast eben so unmöglich erobern können, als Cäsar und Alexander die ganze Welt. Man bedarf vieler Talente und vieler Anstrengungen, um sich eines kleinen Gebietes zu bemächtigen; auch rücken die meisten Menschen, bei der Eroberung dieser Regionen, nur im Schneckengange fort.

3.

Nur eine ganz rohe Natur wird das menschliche Geschlecht des Trostes und des Beistandes berauben wollen, den es aus den schönen Wissenschaften gegen die Bitterkeiten des Lebens schöpfen kann. Man befreie uns von unseren traurigen Schicksalen, oder man erlaube uns wenigstens, sie zu mildern. Nicht ich will diesen schwarzgalligen Feinden der Musen antworten, sondern jener philosophische Consul, der Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit, soll es, anstatt meiner, thun. „Die Wissenschaften,“ sagt er, „bilden die Jugend und erfreuen das Alter, sind ein Schmuck im Glück, eine Zuflucht und ein Trost im Unglück; sie ergötzen uns zu Hause und sind uns in der Fremde nicht beschwerlich; sie wachen mit uns in der Nacht und begleiten uns auf Reisen und

auf das Land. Wären wir auch unfähig, selbst zu ihnen zu gelangen, oder ihre Zauber zu empfinden, so müssten wir sie doch bewundern, wenn wir sie an Anderen sähen“ ⁶⁸).

4.

Die grossen Leidenschaften gefallen mir auf der Bühne; ich fühle ein geheimes Vergnügen, wenn es dem Dichter gelingt, durch die Kraft seiner Beredsamkeit meine Seele zu bewegen und ausser sich selbst zu setzen; aber mein Geschmack wird beleidigt, wenn die heroischen Leidenschaften die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten. — Wenn ich wählen sollte, wäre mir in der Tragödie weniger Pathos und mehr Natürlichkeit lieber. Zu weit getriebene Erhabenheit fällt in's Abgeschmackte ⁶⁹).

5.

Man gibt zu, dass die Musik nur Seelengefühle erzeugen kann, also die Akustik mit dem, was zu den übrigen Sinnen gehört, nichts zu thun hat; dennoch fordert man vom Componisten, dass er z. B. den Sonnenaufgang darstelle; das heisst doch nur, er solle jenes süsse und weiche Gefühl, wie es uns etwa beim Sonnenaufgange beschleicht, in uns erwecken.

Das geregelte Aufsteigen von den tiefsten zu den höchsten Tönen, und Absteigen von diesen zu jenen, kann niemals zwischen dem Anblick eines schönen Morgens und den articulirten Tönen eine Aehnlichkeit hervorbringen. Lassen wir also der Musik den Ausdruck der Gefühle, aber hüten wir uns, das Quacken der Frösche, Krächzen der Raben u. dergl. musikalisch nachahmen zu wollen, was in Poesie und Musik gleich verwerflich wäre. Alles in der Welt hat seine Grenze; auch die schönen Künste haben die ihrige; überschreiten wir dieselbe, so wird es Ausartung statt Vervollkommnung.

6.

Ich spreche mit Lucrez: *Felix, qui potuit rerum cognoscere causas!* Dieser Dichter-Philosoph beklagt, bei all seinen Kenntnissen, die schwache Einsicht der Menschen, er sah, dass sie über die ersten Gründe ewig im Dunkeln bleiben werden. Lucrez hat ganz richtig geurtheilt, und wir haben's gesehen, dass von jeher nur Derjenige für den grössten Philosophen galt, welcher den kunstreichsten Roman über die Natur der Dinge zu dichten verstand ⁷⁰).

Ausser den vielen Unvollkommenheiten unserer Natur gibt es noch ein anderes Hinderniss, welches uns bei der Erkenntniss der Wahrheit im Wege steht, und welches sich die Menschen selbst in den Weg gelegt haben, als wenn ihnen dieser sonst zu leicht gemacht worden wäre. Dieses Hinderniss besteht in den Vorurtheilen der Erziehung. Die grösste Zahl der Menschen geht leider von durchaus falschen Grundsätzen aus; ihre Naturkenntnisse sind sehr mangelhaft, ihre Metaphysik taugt gar nichts; ihre Moral ist bloss schmutziger Eigennutz, grenzenlose Liebe zu irdischen Gütern; was sie grosse Tugend nennen, ist weiter nichts, als kluge Vorsicht, vermöge derer sie an die Zukunft denken und für ihre Familie sorgen. Es ist natürlich, dass die Logik dieser Leute ganz zu ihrer übrigen Philosophie passt; diese ist aber auch erbärmlich: ihre Kunst besteht nur darin, das Wort allein zu führen, über alles abzuurtheilen und keinen Einwurf zu ertragen. Diese kleinen Haustyrannen verbeissen sich zuerst in einige Begriffe, die sie ihren Abkömmlingen einprägen wollen: Vater, Mutter, Verwandte arbeiten daran, ihre Irrthümer zu verewigen. Kaum ist das Kind aus der Wiege, so ist man bemüht, es mit dem Knecht Ruprecht und mit dem Währwolf bekannt zu machen. Auf diese schönen Lehren folgen gewöhnlich andere von gleichem Werthe. Die Schule trägt auch das Ihrige dazu bei: man verlässt sie mit einem Wuste von Worten belastet, erfüllt von Aberglauben und voll Ehrfurcht vor alten Possen. Was weiter? — Die Jahre der Vernunft kommen heran: entweder schüttelt man nun das Joch des Irrthums ab, oder man macht es noch ärger, als Vater und Mutter. Waren diese einäugig, so werden die Kinder ganz blind; haben jene etwas geglaubt, weil sie sich einbildeten, es zu glauben, so werden diese aus Starrsinn glauben. Und dazu kommt noch, dass das Beispiel so vieler Menschen, die einer Meinung anhängen, mit fortreisst; ihr Beifall ist hinreichende Autorität, ihre Anzahl gibt der Sache Gewicht, der Volksirrthum macht Proselyten und triumphirt; endlich werden diese eingewurzelten Irrthümer mit der Zeit höchst gefährlich. Man denke sich einen jungen Baum, dessen dünner Stamm durch jedes Lüftchen gebogen wird, der aber späterhin seinen kühnen Wipfel zu den Wolken erhebt und der Axt des Holzhauers Trotz bietet. — „Wie!“ sagt

man, „mein Vater hat so gedacht, und seit sechzig oder siebenzig Jahren denke ich auch so; wie kann man nur so unbillig sein, von mir zu verlangen, dass ich jetzt anders denken soll? Es würde hübsch aussehen, noch einmal Schüler zu werden und bei Euch in die Lehre zu treten! Geh' nur, ich will lieber gemächlich weiter kriechen, als mich mit Euch, wie ein neuer Ikarus, hoch in die Lüfte schwingen. Denket an seinen Fall!“ — So wird man für neue Meinungen bezahlt; das ist der Lohn, den Ihr zu erwarten habt! Eigensinn gesellt sich noch manchmal zum Vorurtheile, und eine gewisse Barbarei, die man blinden Eifer nennt, unterlässt niemals, ihre tyrannischen Grundsätze aufzustellen. Das sind die Folgen der in der Kindheit eingesogenen Vorurtheile; sie schlagen, wegen der Weichheit des Gehirns in diesem zarten Alter, um so tiefer Wurzel. Die ersten Eindrücke sind immer die lebhaftesten, und alle Macht der Vernunft ist nur schwach dagegen. Der Irrthum ist das Loos der Menschheit ⁷¹⁾!

8.

Wahrheit! Was ist die Wahrheit? — Wirklichkeit der Dinge und Thatsachen. — Und Wahrheit erkennen? — Es dahin gebracht haben, dass man ein genaues Verhältniss zwischen den Dingen, die wirklich existiren, oder existirt haben, und zwischen unseren Vorstellungen findet; ferner zwischen den vergangenen und gegenwärtigen Phänomenen, und den Begriffen, die wir davon haben. Demnach dürfen wir uns nicht sehr schmeicheln, Wahrheiten zu kennen; fast alle unsere Erkenntniss ist höchst zweifelhaft. Das Zeugniß der Sinne, das sicherste, das wir haben, gibt uns keine untrügliche Auskunft. Unsere Augen z. B. täuschen uns, wenn sie uns in der Ferne einen Thurm rund erscheinen lassen, den wir in der Nähe viereckig finden. Bisweilen glauben wir Töne zu hören, die sich aber nur in unserer Einbildung befinden. Eben so unzuverlässig, als die übrigen Sinne, ist der Geruch; zuweilen glauben wir auf Wiesen oder in Wäldern den Duft von Blumen zu riechen, die doch gar nicht da wachsen. Und in dem Augenblicke, wo ich mit jemand hierüber streite, bemerke ich an dem Blute auf meiner Hand, dass mich eine Mücke gestochen hat; die Leidenschaftlichkeit des Gesprächs hat mich also unempfindlich gegen den Schmerz gemacht, das Gefühl hat mir seinen Dienst versagt. Wenn nun das Zuverlässigste, was wir haben, so sehr zweifelhaft ist, wie kann

man da noch von abstrakten Gegenständen der Philosophie mit solcher Gewissheit reden⁷²⁾?

9.

Obgleich unsere Vernunft uns das höchste und weiseste Wesen beweist; obgleich wir es mit halbverschleiertem Auge erblicken und einige seiner Handlungen errathen, so werden wir es doch niemals so weit erkennen, um eine Erklärung seiner Eigenschaften geben zu können.

10.

Ich weiss, dass ich ein materielles, belebtes, organisirtes Wesen bin, welches denkt; daraus schliesse ich, dass die Materie denken kann, so gut wie sie die Eigenschaft hat, elektrisch zu sein⁷³⁾.

11.

Um eine vollkommene Kenntniss von einem Staate zu erlangen, ist es nicht genug, dass man den Ursprung, die Kriege, die Tractaten, die Regierung, die Religion desselben kennt, von den Einkünften des Landesherrn unterrichtet ist. Allerdings sind dies die Hauptgegenstände, welche die Geschichte zu schildern hat; aber es gibt auch noch andere, die, ohne so sehr in's Auge zu fallen, wie die ersteren, doch darum nicht weniger nützlich sind. Hierzu rechnen wir alles, was mit den Sitten der Einwohner zusammenhängt, z. B. den Ursprung neuer und die Abschaffung alter Gebräuche; die Entstehung der Industrie und die Quellen, aus denen sie entsprungen; die Ursachen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes beschleunigt oder verzögert haben; und besonders das, was den Geist der Nation am meisten charakterisirt. Diese Gegenstände werden den Staatsmann und den Philosophen zu allen Zeiten interessiren; und wir dürfen dreist behaupten, dass dergleichen spezielle Darstellungen der Würde der Geschichte in keiner Weise widerstreben. —

Die grosse Menge, durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände zerstreut, betrachtet die Zauberlaterne dieser Welt ohne alles Nachdenken. Sie gibt auf die allmäligen Veränderungen in den Gebräuchen eben so wenig acht, als man in einer grossen Stadt auf die Verwüstungen achtet, welche der Tod tagtäglich darin anrichtet, wofern er nur den kleinen Kreis von Personen verschont, mit welchen man am meisten umgeht. Und dennoch findet man nach einer nur kurzen Abwesenheit bei der Rückkehr andere Bewohner und andere Moden⁷⁴⁾.

12.

Die Geschichte gleicht einem Strom, der erst da Bedeutung gewinnt, wo er anfängt, schiffbar zu werden.

13.

Die Sphäre seiner Begriffe nur auf seine heimische Umgebung beschränken, seine Kenntnisse nicht über seine Berufspflichten hinaus erweitern, heisst so viel als in grober Unwissenheit verthieren. Wer aber in die Vergangenheit eindringt und mit der vollen Fassungskraft seines Geistes die Welt umfängt, der besiegt die Unwissenheit und den Irrthum, der lebt gleichsam in allen Jahrhunderten und wird ein Bürger aller Orte und Länder ⁷⁵)!

14.

Die Universalgeschichte stellt uns ein grosses Gemälde mit einer ungeheuren Menge Figuren dar, von denen einige durch starke Schatten andere zu wenig hervorspringende bedecken. Die Spezialgeschichte hebt aus diesem Gemälde eine Figur heraus, malt sie in's Grosse, beobachtet bei ihr die Wirkungen von Licht und Schatten, welche sie geltend machen, und setzt dadurch das Publikum in den Stand, sie mit der Aufmerksamkeit zu betrachten, welche sie verdient ⁷⁶).

15.

Ein Mensch, der nicht vom Himmel gefallen zu sein glaubt, der die Entstehung der Welt nicht von seinem Geburtstage an datirt, der muss begierig sein, zu erfahren, was sich zu allen Zeiten und in allen Ländern begeben hat. Nimmt er aus Gleichgültigkeit keinen Antheil an dem Leben so vieler grossen Nationen, welche das Spiel des Geschickes gewesen sind, so wird er sich doch wenigstens für die Geschichte des Landes interessiren, das er bewohnt, und mit Vergnügen die Begebenheiten betrachten, an denen seine Vorfahren theilgenommen. Mag ein Engländer nichts von dem Leben der persischen Könige wissen, oder mag er diese unzählige Menge von Päpsten, welche die Kirche beherrscht haben, mit einander verwechseln, man wird es ihm verzeihen; aber man wird nicht gleiche Nachsicht mit ihm haben, wenn er von dem Ursprunge seines Parlaments, von den Gebräuchen seiner Insel und von den verschiedenen Geschlechtern der Könige, die in England regiert haben, nichts weiss ⁷⁷).

Wie lehrreich und schön ist es doch, alle vergangene Jahrhunderte an uns vorüberziehen zu lassen, zu sehen, durch welche Verkettung sie mit unseren Zeiten zusammenhängen! Eine Nation in ihrem primitiven Stumpfsinne betrachten, sie dann in ihren Fortschritten verfolgen und bis in die Zeiten begleiten, wo sie sich civilisirt hat: das heisst, den Seidenwurm in allen seinen Verwandlungen, als Puppe und als Schmetterling, studiren.

Aber wie demüthigend ist dieses Studium! Es zeigt sich daraus nur zu deutlich, dass ein unwandelbares Naturgesetz die Menschen zwingt, eine lange Stufenreihe von verdriesslichen Zuständen zu durchlaufen, bevor sie zu etwas Vernünftigem gelangen. Wenn wir bis auf den Ursprung der Völker zurückgehen, so finden wir sie alle auf einer fast gleichen Stufe von Barbarei. Einige sind mit langsamen Schritten und auf vielen Umwegen, andere dagegen in schnellem Fluge, aber alle auf verschiedenen Bahnen, zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangt. Auch haben die Gesittung, die Gewerbe und Künste in den verschiedenen Ländern, wohin sie verpflanzt worden, einen ganz spezifischen, von dem unauslöschlichen Charakter jeder Nation bedingten Beigeschmack angenommen. Dies macht sich fühlbarer, wenn man Werke liest, die in Padua, Paris oder London geschrieben sind; man wird sie ohne Mühe von einander unterscheiden, auch wenn sie einerlei Gegenstand behandeln; ich nehme nur die Mathematik aus.

Diese unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, welche die Natur in diese allgemeinen und besonderen Merkmale legt, ist ein Kennzeichen ihres Ueberflusses, aber zugleich auch ihrer Sparsamkeit: denn obgleich von den unzähligen Völkern, welche die Erde bedecken, jedes seinen eigenthümlichen Geist hat, so scheint es doch, dass gewisse bedeutsame Züge, welche sie von einander unterscheiden, unveränderlich sind. Jedes Volk hat einen bestimmten Charakter, der wohl durch die ihm mehr oder weniger zu Theil werdenden Bildungseinflüsse modificirt werden kann, dessen Grundzüge aber unauslöschlich sind. Diese Meinung könnten wir leicht durch physische Beweisgründe unterstützen, aber wir wollen uns nicht von unserem Gegenstande entfernen. Daraus folgt denn, dass die Fürsten niemals die Denkungsart der Völker voll-

ständig verändert haben, dass sie niemals die Natur haben zwingen können, grosse Männer zu erzeugen, wenn sie selbst es verschmähte. Die Arbeiten in den Bergwerken stehen wohl unter ihrem Befehle, aber nicht die ergiebigen Adern. Diese öffnen sich plötzlich und liefern reiche Ausbeute; und verlieren sich wieder, wenn man sie mit der grössten Begierde verfolgt.

Wer Tacitus und Cäsar gelesen hat, wird noch immer die Deutschen, die Franzosen und die Engländer an den Farben wiedererkennen, womit jene sie schildern. Achtzehn Jahrhunderte haben sie nicht auszulöschen vermocht: wie sollte eine Regierung das zu Stande bringen, was so vielen Jahrhunderten nicht gelungen? Ein Bildhauer kann wohl ein Stück Holz zu einer ihm beliebigen Form zuschneiden, einen Aesop oder einen Antinous daraus machen, aber nie die Natur des Holzes ändern. Jedes Volk wird immer gewisse vorherrschende Laster und Tugenden behalten ⁷⁸).

17.

Die Wissenschaften haben die Menschen noch immer menschlicher gemacht, indem sie sie sanfter, gerechter und weniger zu Gewaltthätigkeiten geneigt machten. Wenigstens haben die Wissenschaften an dem Glücke der Völker eben so viel Antheil, als die Gesetze. Unvermerkt theilt sich diese lebenswürdige und sanfte Denkungsart von denen, welche die Künste und Wissenschaften treiben, dem Publikum und dem grossen Haufen mit. — Man sieht deutlich, dass die Natur uns nicht dazu bestimmt hat, uns einander aus der Welt zu vertilgen, sondern einander in der Noth beizustehen; dass Unglück, Krankheit und Tod uns unaufhörlich verfolgen, und es eine ausserordentliche Thorheit ist, die Ursachen unserer Leiden und unserer Zerstörung noch zu vermehren. Ungeachtet der Trennung der Stände erkennt man doch, dass die Natur uns Alle gleich gesetzt hat, dass wir enig und friedlich leben müssen, zu welcher Nation und Religion wir auch gehören mögen, und dass Liebe und Mitleid allgemeine Pflichten sind ⁷⁹).

18.

Der gute Deutsche braucht starke Eindrücke, hat er sie aber einmal empfangen, dann sind sie auch dauerhaft ⁸⁰).

19.

Wenige Menschen denken, alle aber wollen entscheiden.

Ueber Erziehung.

Denn über nichts, was da mehr göttlich wäre, kann ja wohl ein Mensch rathfragen, als über seine Erziehung, oder über die Erziehung seiner Mitbürger.

Plato.

1.

In der grossen Welt begnügt man sich mit schwankenden Ideen und sammelt seinen Geist nie. Noch weniger denkt man nach, sondern folgt dem Gebrauch und der Tyrannei der Mode, die sich sogar bis auf die Erziehung erstreckt. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn die Folgen den schlechten Grundsätzen entsprechen, nach denen man handelt. Es verdriesst mich, dass man sich in diesem rauhen Klima so viel Mühe gibt, Ananas, Pisang und andere exotische Gewächse zu kultiviren, und so wenig, das menschliche Geschlecht zu erziehen. Man sage mir, was man will, ein Mensch ist doch mehr werth, als alle Ananas der ganzen Welt. Er ist die Pflanze, die wir pflegen müssen, die alle unsere Sorgfalt und Arbeit verdient, weil sie dem Vaterlande zum Schmuck und zum Ruhme gereicht ⁸²).

2.

Der Mensch ist für sich allein wenig: er wird mit Anlagen geboren, die mehr oder weniger zur Entwicklung fähig sind; aber er muss dieselben kultiviren, seine Kenntnisse müssen sich vermehren, wenn seine Begriffe sich erweitern sollen; sein Gedächtniss muss angefüllt werden, damit dies Magazin der Einbildungskraft Stoff gebe, an dem sie sich üben könne, und seine Beurtheilungskraft muss sich verfeinern, damit er unter seinen eigenen Produkten zu wählen im Stande sei. Der begabteste Kopf ohne Kenntnisse ist nur ein roher Diamant, der erst durch die Hände eines geschickten Steinschleifers Werth erhält ⁸³).

3.

Ich betrachte gerne die unter unseren Augen aufwachsende Jugend! Sie ist die künftige Generation, der Aufsicht der gegenwärtigen anvertraut; sie ist ein neues menschliches Geschlecht, welches das jetzige einst ersetzen soll; sie ist die neue Hoffnung und Kraft des Staates, welche, wohl geleitet, dessen Glanz und Ruhm fortpflanzt ⁸⁴).

4.

Im väterlichen Hause hindert die blinde Liebe der Eltern die nöthige Zucht der Kinder. Besonders kennen die Mütter, welche — nur nebenbei bemerkt — ihre Männer unter dem Pantoffel haben, kein anderes Erziehungsprinzip, als unbegrenzte Nachsicht. Man lässt die Kinder in den Händen der Dienstboten, welche ihnen schmeicheln und sie durch Einflössung schädlicher Grundsätze verderben. Der Mentor, den man ihnen wählt, ist gewöhnlich ein Candidat der Theologie, oder ein angehender Jurist, Leute, die selbst noch der Erziehung höchst bedürftig sind. Bei diesen geschickten Lehrern lernt nun der junge Telemach seinen Katechismus, Latein, mit aller Gewalt etwas Geographie, und durch Uebung im Sprechen das Französische. Vater und Mutter bewundern das Meisterstück, das sie zur Welt gebracht haben, und aus Furcht, der Aerger könnte der Gesundheit dieses Phönix schaden, wagt es niemand, ihn zu tadeln. Im zehnten oder zwölften Jahre wird der junge Herr auf eine öffentliche Erziehungsanstalt geschickt. Solcher gibt es hier mehrere, die alle mit guten Lehrern besetzt sind. Der einzige Vorwurf, der ihnen vielleicht zu machen wäre, ist der: dass sie sich nur bemühen, die Köpfe ihrer Schüler recht voll zu pflöpfen; dass sie sie nicht gewöhnen, selbst zu denken, ihre Beurtheilungskraft nicht frühzeitig genug schärfen, es versäumen, ihr Gemüth zu bilden und ihnen edle und menschenwürdige Gesinnungen einzuflößen.

Der junge Mensch hat kaum einen Fuss aus der Schule gesetzt, so vergisst er rein alles, was er gelernt hat; denn da es ihm nur darum zu thun war, dem Lehrer seine auswendig gelernte Lection herzusagen, und er dies nun nicht mehr nöthig hat, so werden durch neue Vorstellungen und Vergesslichkeit bei ihm alle Spuren davon ausgelöscht. Den Verlust dieser Zeit auf der Schule schreibe

ich mehr der fehlerhaften Erziehung, als dem Leichtsinne der Jugend zu. Warum macht man dem Schüler nicht begreiflich, dass der Zwang des Lernens ihm zum grössten Vortheile gereicht? Warum übt man nicht seine Beurtheilungskraft, und zwar nicht durch blossen Unterricht in der Logik, sondern auch durch Selbstdenken? Das wäre wenigstens ein Mittel, ihn zur Einsicht zu bringen, dass es ihm nützlich sei, das Erlernte nicht sogleich wieder zu vergessen.

Nach den Schuljahren schicken die Väter ihre Söhne entweder auf die Universität, oder bringen sie in die Armee, oder versorgen ihnen Civilämter, oder schaffen sie auch auf's Land. — Die Universitäten zu Halle oder Frankfurt an der Oder haben gewiss die tüchtigsten Professoren, die es gibt; doch bemerkt man mit Bedauern, dass dort das Studium der griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr so gründlich betrieben wird, wie früher. Wie es scheint, wollen die braven Deutschen, der tiefen Gelehrsamkeit, die sie ehemals besassen, überdrüssig, ihren Ruf so billig als möglich erwerben. Sie nehmen eine benachbarte Nation zum Muster, die sich damit begnügt, liebenswürdig zu sein, und so werden sie in kurzem ganz oberflächlich.

Das Leben, das die Studenten früherhin auf den Universitäten führten, gereichte der ganzen Welt zum Aergerniss. Diese Orte, welche als das Heiligthum der Musen angesehen werden sollten, waren nur Stätten der Rohheit und der Zügellosigkeit. Ausgemachte Raufbolde kultivirten daselbst das Fechthandwerk, und die Jugend brachte ihre Zeit mit Unordnung und Ausschweifungen zu. Sie lernte da alles, was sie nie zu wissen brauchte, und blieb unwissend in dem, was sie da lernen sollte. Der Unfug ging zuletzt so weit, dass sogar Studenten getödtet wurden. Dies weckte die Regierung aus ihrer Unthätigkeit, und sie hatte Einsicht genug, diese Ausgelassenheit zu zügeln, und die Verhältnisse wieder nach dem ursprünglichen Zwecke der Anstalten einzurichten. Seitdem können die Eltern ihre Kinder wieder in dem gerechten Vertrauen auf die Universität schicken, dass sie etwas lernen werden, und brauchen nicht mehr für ihre guten Sitten zu fürchten⁸⁵).

5.

Ein junger Mensch muss arbeiten; man lasse ihn seine Aufsätze selbst machen, verbessere sie ihm, lasse ihn sie noch einmal machen, und gewöhne ihn so durch öfteres Umarbeiten, richtig zu denken und sich bestimmt auszudrücken. Wenn man bloss das Gedächtniss der Jugend übt, so verrostet der Verstand; man häuft Kenntnisse an, aber es fehlt an der nöthigen Einsicht, um Gebrauch davon machen zu können ⁸⁶).

6.

Die Weichlichkeit der ersten Erziehung macht die jungen Leute weibisch, bequem, faul und feig. Statt den alten Deutschen zu gleichen, haben sie wahrhaftig mehr das Ansehen einer hierher verpflanzten Kolonie von Sybariten. Sie vergehen im Schlamme des Müssigganges und der Unthätigkeit. Sie glauben, nur zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit auf der Welt zu sein, und Leute ihrer Art seien der Pflicht, der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein, überhoben. Daher diese Verirrungen, Thorheiten, dies Schuldenmachen, diese Liederlichkeit und Verschwendung, wodurch schon so viele reiche Familien zu Grunde gegangen sind ⁸⁷).

7.

Die Pflichten der Väter sind sehr umfangreich. Ich glaube, sie müssten ihre ganze Aufmerksamkeit dahin lenken, die Talente ihrer Kinder richtig zu beurtheilen, um sie zu einem ihrer Natur angemessenen Berufe bestimmen zu können. So viele Kenntnisse sie sich auch aneignen, sie können deren, was für einem Fach sie sich auch widmen mögen, nie genug erlangen. Der Soldatenstand z. B. erfordert sehr viel, und nichts ist einfältiger, als Aeusserungen, wie diese: „Mein Sohn will nicht studiren; zu einem Soldaten weiss er genug.“ Ja, zu einem gemeinen Infanteristen, aber nicht zu einem Offiziere, der fähig sein soll, die höchsten Chargen zu bekleiden; denn dahin muss er doch streben.

Oft geben die Ungeduld und der Eifer der Väter auch noch zu einem andern Uebel Anlass. Sie verlangen nämlich für ihre Söhne zu rasche Carrière und wünschten, dass sie, wo möglich, mit einem Sprunge von den unteren Stufen zu den höchsten kämen,

ehe noch das Alter ihnen Fähigkeit dazu gegeben, ihre Vernunft reif geworden.

Zwar wird in der Justiz, im Finanzwesen, in der Diplomatie und im Militärstande eine hohe Geburt recht gerne gesehen; aber Wehe dem Staate, in welchem die Geburt mehr gilt, als Verdienste! Eine Regierung, die ein so falsches, abgeschmacktes Princip befolgte, würde die traurigsten Folgen davon erfahren.

Ich habe nun einmal die feste Ueberzeugung, dass man aus den Menschen machen kann, was man will. Es ist bekannt, dass Griechenland und Rom eine Menge grosser Männer aller Art hervorgebracht haben, und dass sie dies der kräftigen Erziehung verdankten, welche ihre Gesetze bestimmt hatten ⁸⁸).

8.

Man glaubt mit Unrecht, dass Künste und Wissenschaften die Sitten verweichlichen. Alles, was den Geist aufklärt, was die Sphäre seiner Kenntnisse erweitert, erhebt das Gemüth, anstatt es zu erniedrigen. Wollte Gott, dass die Wissenschaften mehr geliebt würden! — Unsere Erziehungsmethode ist fehlerhaft; man verbessere diese, und Sitten, Tugend und Talente werden wieder neu aufblühen ⁸⁹).

9.

Ich komme nun auf das weibliche Geschlecht, das einen so erstaunlichen Einfluss auf das andere übt. — Die Methoden, deren man sich bei der Erziehung der jungen Mädchen bedient, sind grösstentheils zu tadeln. Man gibt sich nicht die Mühe, den Geist der Mädchen auszubilden, man lässt sie ohne Kenntnisse und flösst ihnen nicht einmal Sinn für Tugend und Ehre ein. Die gewöhnliche Erziehung sieht nur auf den äusseren Anstand und auf die Kunst, sich zu kleiden. Dazu kommt noch ein wenig Musik, eine oberflächliche Belesenheit in einigen Komödien oder Romanen, Tanz und Spiel, — und damit hat man so ziemlich alle Kenntnisse des weiblichen Geschlechts beisammen.

Ich gestehe, dass ich darüber erstaunt bin, wie Leute vom höchsten Stande ihre Töchter wie Theater-Prinzessinnen erziehen. Sie scheinen um die Blicke des Publikums zu buhlen, und

es genügt ihnen, wenn sie Gefallen finden; an Hochachtung und Verehrung ist ihnen wenig gelegen. Wie? haben sie denn nicht die Bestimmung, Hausmütter zu werden? Müsste man nicht ihren ganzen Unterricht nach diesem Ziele hinlenken, ihnen frühzeitig Abscheu gegen alles, was sie entehrt, einflößen, sie mit den Vortheilen der Vernunft und Tugend bekannt machen, welche sicher und dauerhaft sind, wogegen die der Schönheit bald schwinden und vergehen? — Müsste man sie nicht fähig machen, dereinst ihre Kinder zu guten Sitten bilden zu können? Und wie kann man das von ihnen verlangen, wenn sie selbst keine haben, wenn Geschmack an Müssigang, Frivolität, Luxus und Aufwand sie verhindern, ein Muster für ihre Familie zu sein, und wenn sie öffentlich Aergerniss geben?

Ich gestehe, diese Nachlässigkeit der Familienväter erscheint mir wirklich unverzeihlich; sie sind Schuld daran, wenn ihre Kinder zu Grunde gehen. Man entschuldigt wohl die Cirkassier, weil sie Barbaren sind, dass sie ihre Töchter in allen Künsten der Koketterie und Wollust erziehen, um sie dann desto theurer in das Serail zu Konstantinopel zu verkaufen. Sie treiben eben Sklavenhandel. Aber wenn bei einem freien und gebildeten Volke sogar der erste Adel sich nach solcher Sitte zu richten scheint, und sich so wenig achtet, dass er selbst den Schimpf übersieht, den ein sitten- und tugendloses Mädchen seiner Familie zuzieht, — das wird ihm noch bei der spätesten Nachwelt zum Vorwurf gereichen ⁹⁰⁾.

10.

Ich gestehe, dass ich mich stets darüber ärgerte, wenn ich mir vorstellte, wie sehr man bei uns die eine Hälfte des Menschengeschlechts verachtet, indem man alles versäumt, was ihren Verstand ausbilden könnte. — Bei einer kräftigeren, weniger schlaffen Erziehung würde dies Geschlecht das unserige übertreffen. Es besitzt die Zauber der Schönheit; aber sind nicht die des Geistes mehr werth ⁹¹⁾?

Friedrich der Grosse und die Franzosen.

„Ich hab' die Welschen nun gesehn,
Die du so weitlich uns besungen,
Mit denen wir in Rechnung stehn,
Die sich der Venus ganz bedungen.
Dies Narrenvolk, so leicht, galant,
Voll Uebermuth in guten Tagen,
Im Unglück kriechend kaum zu sagen,
Verbärge gern den Unverstand;
Es betet Bagatellen an,
Das ist sein Gott, dem schwört es Treue,
Doch sonst ist alles Unbestand —
Und seine Loosung heisst: das Neue“!

1.

Ich kann Ihnen wahrhaftig nicht sagen, wie sehr mich Ihre Franzosen amüsiren. Diese immer nach Neuem jagende Nation bietet mir beständig neue Scenen dar: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald die Aufhebung des Parlaments, die Zurückberufung der Jesuiten, alle Vierteljahr neue Minister. Kurz, sie allein liefern ganz Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie gewiss dies Volk zu meiner Belustigung geschaffen ⁹²).

2.

Ihre Franzosen sind mir doch unbegreiflich. Ob denn diese Menschen denken, der Ruf, worin sie unter Ludwig XIV. standen, habe sich auf etwas anderes gegründet, als auf den der Künste und Wissenschaften — mit Hinzurechnung des Glanzes, den Ludwig XIV. allem zu geben wusste? Man sollte doch in Paris beherzigen, dass auch einst Athen alle Nationen, selbst die Römer, seine Besieger, an sich zog. Jetzt wird diese in Barbarei versunkene Stadt von Niemand mehr besucht. Dasselbe Loos blüht Paris, wenn es seine Vorzüge nicht besser zu erhalten weiss ⁹³).

3.

Dieselbe Staatskunst, welche die Minister dazu brachte, den absoluten Despotismus in Frankreich einzuführen, lehrte sie

auch die Kunst, den Leichtsinn und die Unbeständigkeit der Nation in Athem zu halten, um sie minder gefährlich zu machen. Tausenderlei unbedeutende Beschäftigungen, die Bagatelle und das Vergnügen, änderten den Sinn der Franzosen, und zwar dergestalt, dass diese Menschen, welche doch einst so lange den grossen Cäsar bekämpften — heutigen Tages nur noch darauf bedacht sind, dem Strome der Mode zu folgen, sorgfältig den Geschmack zu ändern, heute zu verachten, was sie gestern bewunderten, in allem, was von ihnen abhängt, nur Unbeständigkeit und Leichtsinn zu zeigen, Maitresse, Wohnort, Vergnügen und Narrheit zu wechseln⁹⁴).

4.

Das Geheimniss, in Frankreich Beifall zu erhalten, ist: neu zu sein. Ihre Nation war Ludwig's XIV. müde, und hätte fast seine Leiche insultirt. Eben so hat ihr Ludwig XV. zu lange gelebt. Man sprach Gutes vom verstorbenen Herzog von Burgund, weil er starb, ehe er den Thron bestiegen, und eben so vom letzten Dauphin. — Um Ihren Franzosen nach ihrem Geschmacke zu dienen, müssen sie alle zwei Jahre einen neuen König haben; Neuheit ist der Abgott Ihrer Nation, und ihr Beherrscher mag noch so gut sein, man wird immer am Ende Fehler und Lächerlichkeiten an ihm entdecken. — Wenn Sie mich, nach dieser Apologie, nicht für gut französisch halten, so füge ich zu meiner Rechtfertigung noch hinzu, dass ich Ihre Welschen sehr bewundere, wo sie Verstand und Witz üben, dass ich Türenne, Condé, Luxemburg, Gassendi, Bayle, Boileau, Racine, Bossuet, und in diesem Jahrhundert Voltaire und d'Alembert, ausserordentlich hochachte, — dass aber auch mein Bewunderungsvermögen vernünftig beschränkt ist, und ich daher unmöglich in meine Verehrung einschliessen kann: die unzeitigen Geburten des Parnasses, die Philosophen voll Paradoxen und Sophismen, die unechten Schöngeister, die immer geschlagenen und nie schlagenden Generale, die Maler ohne Farbe, die Minister ohne Redlichkeit, die — u. s. w. u. s. w.⁹⁵).

5.

Ich kann mich noch immer nicht von meinem Erstaunen erholen. Ja, Frankreich besitzt Philosophen; aber ich behaupte, dass die Nation im Ganzen abergläubischer ist, als irgend eine in

Europa. — Hundert Beispiele zeigen, dass der unglückliche Sauer-
teig des Fanatismus noch in Frankreich gährt, und dass er sich
dort am längsten erhalten wird. Dank sei dem Himmel, dass
Deutschland von Tag zu Tag duldsamer wird! Der schädliche
Religionseifer erlischt, keiner fragt mehr seinen Nächsten, von
welcher Religion er sei⁹⁶).

6.

Die französische Nation ist vielleicht die einzige, welche im
Unglück selbst eine Quelle des Spasses und der Belustigung findet.

7.

Ich bekümmere mich sehr wenig um das Geschrei der Pariser:
Das sind ja Hornisse, die immerfort brummen. Ihr Gespött gleicht
den Schimpfworten der Papageien, und ihr Urtheil dem eines
Sapajou über metaphysische Dinge⁹⁷).

8.

Das Bild, das Sie mir von Frankreich entwerfen, ist mit sehr
schönen Farben gemalt; aber Sie mögen mir sagen, was Sie
wollen: ein Heer, welches drei Jahre hinter einander flieht und
überall geschlagen wird, wo es sich blicken lässt, ist sicherlich
kein Heer von Cäsaren oder Alexandern⁹⁸).

9.

Mit wie wenig Kraft treten die Franzosen auf, da, wo sie Ent-
schlossenheit zeigen sollen. Und selbst da, wo sich so etwas in
ihren Reden zeigt, wie wenig entsprechen diesen die militärischen
Operationen. Jedoch ist diese Nation die angenehmste in Europa,
und wenn man sie auch nicht fürchtet, so verdient sie doch geliebt
zu werden.

10.

Die französische Nation ist die inconsequenteste in ganz
Europa. Sie hat viel Witz, aber keine Folgerichtigkeit
der Gedanken. So zeigt sie sich in ihrer ganzen Geschichte.
Dieser Charakter muss ihr wohl unauslöschlich eingedrückt sein⁹⁹).

11.

Frankreich konnte wohl einen Descartes und Mallebranche,
aber nie einen Leibnitz, einen Locke, einen Newton hervor-

bringen. Dagegen übertreffen die Franzosen alle andere Nationen an Geschmack, und ich stelle mich gern zu ihren Fahnen, sobald es auf Feinheit der Unterscheidung und auf scharfsinnige, kritische Wahl zwischen dem wirklich Schönen und seinem blossen Scheine ankommt. Das ist ein grosser Vorsprung für die schönen Wissenschaften; aber es ist nicht Alles¹⁰⁰).

12.

Der vorherrschende Charakter des deutschen Volkes ist allerdings nicht jene lebenswürdige Lebendigkeit der Franzosen. Dafür schreibt man uns aber gesunden Verstand, Freimuth und Wahrhaftigkeit zu¹⁰¹).

13.

Unsere guten Deutschen mit ihrem Phlegma taugen, was man auch von ihnen sagen mag, besser für die Gesellschaft, als Eure Schöngeister mit ihrem Muthwillen. Allerdings sind wir, wie Sie selbst einmal bemerkten, schwerfällig und plump, und so unglücklich, gesunde Vernunft zu besitzen; aber, wenn sie einen Freund zu wählen hätten, — wo würden sie ihn suchen? Der Witz ist eine Schminke, die die hässlichen Züge nur versteckt; die gesunde Vernunft glänzt zwar weniger, aber sie führt, eben durch ihre Strenge, zur Tugend, ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann.

14.

Wie mir scheint, macht die Vernunft in Deutschland weit bessere Fortschritte, als in Frankreich. Der Grund ist meines Erachtens darin zu suchen, dass viele katholische Geistliche und Bischöfe in Deutschland anfangen, sich ihrer abergläubischen Gebräuche zu schämen. In Frankreich hingegen bildet die Geistlichkeit einen besonderen Staatskörper, und jede grosse Gesellschaft bleibt ja so gerne am Alten kleben, selbst wenn sie einsieht, wie schädlich es ist¹⁰²).

15.

Frankreich bleibt seinem Systeme getreu: es erwartet alles von der Verknüpfung der Umstände; die Eroberungen müssen sich ihm, so zu sagen, von selbst anbieten; es verbirgt alles Studirte in seinen Plänen, und wenn man bloss nach dem Augenscheine urtheilt, sollte man glauben, es werde vom Glück ganz besonders

begünstigt. Aber lassen wir uns nur nicht täuschen. — Glück und Zufall sind Wörter, die nichts Wirkliches bedeuten. Das wahre Glück Frankreichs ist sein Scharfblick, die Kunst, vorherzusehen, und die Geschicklichkeit seiner Minister. Man sehe nur, mit welcher Schlaueit der Cardinal die Vermittelung mit dem Kaiser und den Türken übernimmt. Für diesen Dienst kann der Kaiser aus Erkenntlichkeit nichts Geringeres thun, als seine Rechte auf Luxemburg an Ludwig XV. abtreten; dies Herzogthum wird, allem Anscheine nach, eine der ersten Eroberungen sein, die auf Lothringen folgen werden. — Was die anderen Länder anbelangt, welche Frankreich noch annectiren könnte, so ist es so klug, sich nicht zu übereilen, um sich erst in den alten Eroberungen fester zu setzen und seine Nachbarn nicht zu beunruhigen.

16.

Frankreich ist gegen Abend von den Pyrenäen begrenzt, die es von Spanien trennen und eine Art von der Natur selbst errichtete Scheidewand bilden; der Ocean umgrenzt es von der nördlichen Seite, das mittelländische Meer und die Alpen im Mittag; gegen Morgen hat es aber keine andere Grenze, als die, welche seine Mässigung und Gerechtigkeit ihm setzen. Der Elsass und Lothringen, die von dem Deutschen Reiche abgerissen sind, haben die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein vorgerückt. Die Franzosen hätten wohl Lust, dass der Rhein die Grenze ihres Königreichs bezeichnen möchte. Zu diesem Zwecke wäre nur ein kleines Herzogthum Luxemburg wegzunehmen, ein kleines Churfürstenthum Trier durch Vertrag, und ein Herzogthum Lüttich nach dem Rechte der Zuträglichkeit zu erwerben; die Barrière-Plätze, Flandern und einige andere Kleinigkeiten, müssten nothwendiger Weise in diese Einverleibung miteinbegriffen sein, und zu allem diesem bedürfte Frankreich nur eines Ministerium's von einigen gemässigten und sanften Männern, die ihren Charakter der Politik ihres Hofes liehen, alle List und künstliche Umwege auf Rechnung der untergeordneten Minister setzten, um unter dem Deckmantel eines ehrwürdigen äusseren Scheines ihre Pläne zu einem glücklichen Ausgange zu bringen¹⁰³).

17.

Sie vergleichen äusserst treffend Frankreich mit einem reichen und schlaun Manne, der von verschwenderischen und unglücklichen Nachbarn umgeben ist. Dies gibt ein passendes Bild von der Kraft der Franzosen und der Schwäche der Mächte rund umher; zugleich lässt es unsere Einbildungskraft einen Blick in die spätere Zeit thun und voraussehen, wie die französische Monarchie, die sich fortwährend nach dem nämlichen Principe entwickelt hat und jetzt unter einem Despoten vereinigt ist, welcher wahrscheinlich alle Nachbarn einst verschlingt, beständig an Grösse zunehmen wird. — So hat es schon Lothringen durch den Zwiespalt des Reiches und die Schwachheit des Kaisers erworben. Dies Land war von jeher ein Reichslehen, früher gehörte es zu Burgund, welches Frankreich ebenfalls vom Reiche abgerissen. Zu allen Zeiten besaßen die Herzoge von Burgund Sitz und Stimme auf dem Reichstage, zahlten die Römermonate, stellten ihren Contingent zu den Reichskriegen und erfüllten alle Pflichten der Reichsfürsten. Allerdings hat Herzog Karl es öfters mit Frankreich und Spanien gehalten, aber er blieb darum doch Mitglied des Reiches, gleich dem Churfürsten von Bayern, welcher die Heere Ludwig's XIV. gegen Kaiser und Reich commandirte ¹⁰⁴).

18.

So vortrefflich die französische Staatskunst auch ist, so sehr muss man doch gestehen, dass sie durch eine mannigfaltige Verkettung von Umständen begünstigt wird. Alle Fürsten, deren Grösse und Macht Frankreich Besorgnisse einflössen könnten, sind uneinig. Frankreich braucht nur die Flamme der Zwietracht nicht erlöschen zu lassen. Niemand steht ihm gegenüber, der ihm durch tiefe Einsicht, Kühnheit und Geschicklichkeit gefährlich werden könnte ¹⁰⁵).

19.

Was thut die französische Politik, um zur Weltherrschaft zu gelangen? Mit welcher Schlauheit streut sie den Samen der Uneinigkeit unter die Reichsfürsten aus? Wie geschickt sie die Freundschaft der Fürsten gewinnt, die sie am meisten braucht? Wie fein weiss sie die Interessen der kleineren Fürsten gegen die mächtigeren zu unterstützen? Man muss es bewundern, wie Frankreich es

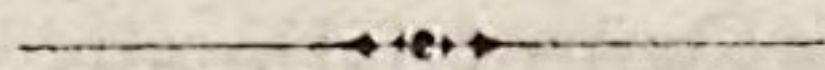
verstand, die Macht der Seemächte zu schwächen, sie mit Kleinigkeiten hinzuhalten, während es selbst das Grösste ausführt. Zugleich betrachte man die Mehrzahl der europäischen Fürsten: sie sind eben so gedankenlos, wie einst die Griechen zur Zeit Philipp's von Macedonien, die es versäumten, sich enger zu verbinden, um ihrem sonst unabwendbaren Untergange zu entgehen¹⁰⁶).

20.

Ich will von der Wegnahme des Elsasses und Strassburgs reden. Diese von Deutschland abgerissenen Länder waren vormals für dasselbe dessen Termopylen und Bollwerke; das jüngst eingenommene Lothringen kann mit Phocis verglichen werden. Philipp stand nicht still bei Thermopylä; er ging weiter. — Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die Worte, die ein Philosoph zu dem Könige von Epirus sprach, als er nach Italien aufbrach: „Warum sammelst du,“ fragte er diesen Fürsten, „so viele Waffen und Gepäck?“ — „Um Italien zu erobern,“ antwortete Pyrrhus. — „Aber wenn Italien erobert ist, wohin geht es alsdann?“ — „Dann bemächtigen wir uns Siciliens; dort bedürfen wir nur eines günstigen Windes, und Karthago fällt in unsere Hände; von da durchziehen wir die Wüsten Lybiens; Arabien und Aegypten können uns nicht widerstehen, Persien und Griechenland werden ebenfalls unterworfen.“ — Dieser Fürst hatte keinen geringeren Plan, als seine Herrschaft über die ganze Welt zu verbreiten. Seine Sprache war die der Herrschsucht, und die Herrschsucht denkt und handelt stets auf gleiche Weise¹⁰⁷).

21.

Sobald Frankreich seinen Zweck erreicht und nicht mehr nöthig hat, eine gewisse Mässigung zu beobachten, bemerkt man an seinen Diplomaten einen ausserordentlichen Stolz und Uebermuth; so geschmeidig sie sind, wenn sie den Beistand der Fürsten suchen, so unerträglich hochmüthig sind sie, sobald ihr Vorthail ihrer Hülfe nicht mehr bedarf¹⁰⁸).



Anmerkungen.

LIBRARY

Literatur.

Frédéric le Grand, Oeuvres de. Trente volumes. Berlin 1846—1857.

Philosophe de Sans-Souci, Recueil des Oeuvres du. III ts. Imprimé pour la Satisfaction du Public. 1762.

Frédéric II, roi de Prusse, Oeuvres de. Publiées du vivant de l'auteur, IV ts. Berlin 1789.

Frédéric le Grand, Oeuvres historiques. IV ts., Leipzig, Paris 1830.

Friedrich's des Zweiten, Königs von Preussen, hinterlassene Werke. Aus dem Französischen übersetzt. 15 Bde. Berlin 1789.

Friedrich's des Grossen, gesammelte Werke in Prosa. Herausgegeben und übersetzt von J. M. Jost. Berlin 1837.

Hettner, Hermann, Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweites Buch. Das Zeitalter Friedrich's des Grossen. Braunschweig 1864.

Freytag, Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vierter Band. Aus neuer Zeit. Leipzig 1867.

Kühne, Gustav, Deutsche Charaktere. Erster Theil. Aus dem Zeitalter der Aufklärung. Leipzig 1864.

Boretius, Dr. Alfred. Friedrich der Grosse in seinen Schriften. Samml. gemeinverstl. wissenschaftl. Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Berlin 1871.

Förster, Fr. Friedrich's des Grossen Jugendjahre, Bildung und Geist. Berlin 1822.

Preuss, Fr. Biographie Friedrich's des Grossen. 9 Bde. Berlin 1832—34.

Dohm, Chr. Konr. W. v. Denkwürdigkeiten meiner Zeit und Beiträge zur Geschichte von 1778—1806. 5 Bde. Lemgo 1814—19.

Schütz, Dr. Die Stimme Friedrich's des Grossen im neunzehnten Jahrhundert. 5 Thle. Braunschweig 1828.

¹⁾ Besonders haben sich in früherer Zeit Joh. von Müller, Fr. Preuss, von Dohm und Fr. Förster, in neuerer aber Gustav Freytag und Hermann Hettner in dieser Beziehung sehr verdient gemacht.

²⁾ Sein berühmtes Rescript vom 22. Juli 1740 lautet wörtlich: „Die Religionen müssen Alle tollerirt werden und mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, das keine der anderen abrug Thue, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selig werden.

Höchst interessant ist auch sein „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuches für die preussischen Staaten.“ Es heisst darin: § 1. Der Glaube und der innere Gottesdienst sind kein Gegenstand von Zwangsgesetzen. § 2. Jeder Einwohner des Staats soll eine vollkommene Glaubens- und Religionsfreiheit geniessen. § 3. Keiner ist schuldig dem Staat von seinen Privatmeinungen in Religionssachen Rechenschaft zu geben oder Vorschriften darüber vom Staat anzunehmen. § 4. Jeder Hausvater kann seinen häuslichen Gottesdienst nach Gutfinden anordnen.

³⁾ Kant's Werke, herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert 1838, Bd. 7, Abth. 1, S. 152.

⁴⁾ Wie schmerzlich schon um die Mitte des dreissigjährigen Krieges der verderbliche Einfluss der Franzosen in Deutschland empfunden wurde, das beweisen die zahlreichen lauten Klagen auf dem deutschen Parnasse.

So fand die oppositionelle Richtung gegen jene das deutsche Nationalgefühl völlig untergrabende Gallomanie in dem Satyriker Laurenberg aus Rostock (1591 — 1659) einen sehr mannhaften Vertreter. Seine 1654 geschriebenen „vier olde berömede scherzgedichte“ im Volkston und plattdeutscher Mundart, legen sprechendes Zeugniß ab.

Noch thätiger nach dieser Seite hin war der über die Gebrechen und Leiden seines unglücklichen Vaterlandes so tief bekümmerte Friedrich von Logau (1604—1655). Hören wir nur einige seiner beissenden Epigramme:

Verwandlung.

Dass aus Menschen werden Wölfe, bringt zu glauben nicht Beschwerden:
Sieht man nicht, dass aus den Deutschen dieser Zeit Franzosen werden?

Frankreich.

Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Dass so manches Land und Volk wird zu seinen Affen.

Französische Sprache.

Wer nicht französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine deutsch gekunnt.

Die deutsche Sprache.

Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jetzt so mager ist, dass ihr man zu muss tragen
Aus Frankreich, was sie bedarf, und her vom Tieberstrom,
Wo vor Latein starb auch, mit dir, unrömisch Rom;
Zum Theile schickt's der Iber (Ebro): das andre wird genommen,
So gut es wird gezeugt, und auf die Welt ist kommen,
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jetzt dieses Prahlwort, jetzt jenes draus gebiert.
Die Musen wirkten zwar durch kluge Dichtersinnen,
Dass Deutschland sollte deutsch und artlig werden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Dass Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

Französische Kleidung.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverei:
Soll's denn sein, dass Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei!

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt aussen, wandelt sich's auch innen.

Von einem schönen vaterländischen Sinn durchdrungen erscheint auch Hans Michael Moscherosch (1600 — 1669), der in seinem für die deutsche Sittengeschichte höchst wichtigen Buche: „Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittenwald“, unter der Form von Geschichten (Visionen), die Verhältnisse und öffentlichen Zustände seiner Zeit vortrefflich charakterisirte. Das erste Gesicht des zweiten Theils „a la mode Kehraus“ spricht seine patriotische Gesinnung und Verachtung gegen das herrschende Franzosenthum am prägnantesten aus. So heisst es darin:

„Solltest du ein Deutscher sein? Man sehe deine Kleider an: was für ein Wamst ist das? was für Hosen und Strümpf? Ich glaub', dass du allererst mit von Paris kommst. Ein wohl thörichter Tausch, den ihr da thut gegen solche neue Dinge! Das alte deutsche Geld wird hässlich umgetauscht! Aber recht: die Wälschen können es ihnen fein zu Nutz' machen! Meint ihr, wenn der Deutschen sauer erworbenes Gut nicht alles nach Paris für solche närrische neue Trachten übermacht werde, es könnte sonst nicht verthan werden? Habt ihr Deutsche nicht in der Erfahrung, dass, welchen Völkern ihr euch in Kleidung also gleichstellet, und sie nachäffet, dass dieselbige dermalen euch und eure Herzen bezwingen, euch unterdrücken und zur Dienstbarkeit zwingen werden? Denn sie ja schon eure Herzen, das beste Bollwerk, die Schanzen der Augen und Aussenwerk der Sinne untergraben, eingenommen und gewonnen haben. Ist euch denn nimmermehr etwas gut genug, das aus eurem Vaterlande kommt? Man spüret wohl, dass ihr Verächter eures Vaterlandes seid und dessen Verräther. Wo ist ein Volk unter der Sonne, als die ungerathenen Deutschen jetzt sind, in ihrem Kleidertragen so unbeständig, so ekel, so närrisch? Wo sieht man desgleichen bei eueren Nachbarn geschehen?“

Und in einem seiner kaustischen Spottlieder:

Ihr bösen Deutschen,
Man sollt' euch peitschen,
Dass ihr die Muttersprach'
So wenig acht't!
Ihr lieben Herren,
Das heisst nicht mehr:
Die Sprach verkehren
Und zerstören.

Ihr thut All's mischen
 Mit faulen Fischen,
 Und macht ein Mischgemasch,
 Ein' wüste Wasch';
 Ich muss es sagen,
 Mit Unmuth klagen:
 Ein 'n faulen Hafenkäs,
 Ein seltsam's G'fräss.

Wir han's verstanden
 Mit Spott und Schanden,
 Wie man die Sprach' verkehrt'
 Und ganz zerstört.
 Ihr bösen Deutschen,
 Man sollt' euch peitschen!
 In unser'm Vaterland,
 Pfui dich der Schand'!

Auch Johann Grob (1643 — 97) richtet gegen die Nachäfferei der Franzosen den Stachel seines Spottes:

Was für Grillen kommen jetzt von dem Alamodeleben?
 Frankreich muss die Ueberschrift auf die deutschen Briefe geben,
 Die ein Deutscher einem Deutschen auf dem deutschen Boden send't,
 Und dazu durch deutsche Boten, die dies Narrenwerk oft blend't.
 Wenn ein Franzmann gleiches thät innert seines Landes Grenzen,
 Würde man mit Alberlaub ihm das blöde Haupt bekränzen;
 Aber Deutschland scheint bezaubert, dass es mit der Kleidertracht
 Sammt dem Gehen, Thun und Schreiben sich zum Frankreichs Affen macht.

„Dass schon vor der klassischen Zeit der französischen Poesie“, sagt Rudolf Gottschall, „Einflüsse französischer Dichtung in Deutschland wirksam waren, beweist wohl am meisten der Altmeister unserer neuen deutschen Dichtung, Martin Opitz (1597 — 1639) selbst, der an das Zeitalter der Ronsard'schen Poesie anknüpfte und die deutschen Dichter auf diese Vorbilder verwies.

Andreas Grypius (1616 — 64) schwankt zwischen den französischen Klassikern, die ihm in seinen Trauerspielen vorschwebten, und der englischen Volksdramatik, an die er in seinen Lustspielen anknüpfte. Auf die Entwicklung der beiden schlesischen Dichterschulen übten die romanischen Literaturen überhaupt, neben der französischen die spanische und italienische grossen Einfluss aus, während die nüchteren Hofdichter, die Canitz (1654 — 99) und Besser (1654 — 1729) gänzlich abhängig waren von der französischen Epistel und Madrigalpoesie.“

Was zwischen dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem Auftreten Klopstock's liegt, bezeichnet eine gänzliche Entfremdung von der alten heimischen Art. Der Hof von Versailles gab das Muster, nach welchem sich alle Höfe in wahrhaft äffischer Weise modelten.

Es ist überaus bezeichnend, wenn selbst Leibnitz, (1646 — 1716) einer der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, der eigentliche Begründer der deutschen Philosophie, der fast immer nur lateinisch oder französisch schrieb, in seiner 1697, also dreiundvierzig Jahre vor dem Regierungsantritte Friedrich's des Grossen, verfassten klassischen Abhandlung „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“, noch sagen durfte: „Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen; und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre Heimath nicht gekannt und deswegen bei den Franzosen Alles bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der an ihnen auch an zuwachsenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, die bei Einigen nicht gefehlt, so doch wegen ihrer Herkunft oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solche Franzgesinnte viele Jahre über Deutschland regiert und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, daran zwar es auch nicht viel gefehlt, doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht.“

Und in seinem freilich ziemlich geschmacklosen, aber doch von der reinsten Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte: „Auf die Nachahmer der Franzosen“, klagt der feine Hofmann:

Wenn der Franzosen Schaum die deutschen Häupter ehren
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren
Von denen, die ihr Land auch selbst unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muss stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen sein und sie uns äffen müssen,
Wenn Keiner wird gehört, er muss französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,

Wenn manche Höfe sich der deutschen Sprache schämen,
 Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
 Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
 Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
 Was ist es Wunder dann, dass auf der deutschen Erden
 Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden!
 Bei Herren wird der Schad am allergrössten sein:
 Der Bürger lernet Franzsch weit leichter als Latein.

Ein anderer grosser Mann, Christian Thomasius (1655—1728), durfte sogar die Deutschen auffordern, die Franzosen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, sie im Gebrauch und in der Ausbildung der Muttersprache nachzuahmen, ihre Sprache und Literatur zu ihrem eigenen Vortheile zu studiren. In seinem „Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle“ (1687), vergleicht er die deutschen Gelehrten mit den französischen, und beweist, dass diese an Gelehrsamkeit, Geschmack und Geschicklichkeit jenen unzweifelhaft weit überlegen seien. Er findet den Grund hauptsächlich in dem Gebrauche und der Pflege der Muttersprache auch in gelehrten Dingen: „denn dadurch wird die Gelehrsamkeit unvermerkt mit grossen Vortheil fortgepflanzt, wenn ein Jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kann, und es sich nicht erst umb frembde Sprachen zu erlernen sauer werden lassen muss.“ — Es sei doch offenbar, dass die Deutschen ihre Sprache bei weitem nicht so hoch hielten, als die Franzosen die ihrige. Denn anstatt, dass sie sich befleissigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fielen sie entweder auf die eine Seite aus, und bemüheten sich die lateinischen oder griechischen Terminos Technicos mit dunkeln und lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber sie kämen in die andere Ecke, und bildeten sich ein, ihre Sprache sei nur bei Handlungen des gemeinen Lebens nützlich, oder schicke sich, wenn's auf's höchste komme, zu nichts mehr, „als Histörchen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder deren höhern Facultäten Lehren und Grundregeln in selbigen vorzustellen.“

Es war gewiss eine patriotische That, als er obiges Programm an das schwarze Brett zu Leipzig, welches „noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war“, anslug, und man kann sich leicht vorstellen, welches ungeheure Aufsehen, ja Entsetzen dies damals in ganz Deutschland hervorrufen musste; ein noch

grösseres Geschrei erhob sich aber, als Thomasius seine nächste Vorlesung in deutscher Sprache hielt und nachher fortfuhr, auch seine übrigen Collegien darin zu halten. Durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift: „Freimüthige, lustige und ernst-hafte, jedoch vernunft- und gesetzmässige Gedanken oder Monat-gespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher“ (1688 — 90), worin mit viel kaustischem Witz und Verstand die neuesten literarischen Erscheinungen besprochen wurden, betrat der kühne Mann auch zuerst die Bahn der öffentlichen Volksbelehrung durch die Presse, und wurde so gleichsam der Vater des deutschen Journalismus.

⁵⁾ Die erste folgenreiche Einwirkung Friedrich's des Grossen auf unsere literarischen Verhältnisse bekundet sich am deutlichsten in dem Auftreten der „Hallischen Dichter. Es waren dies Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Peter Uz, Joh. Nikol. Götze und einige andere, welche, durch ein gemeinsames akademisches Leben und gleiche literarische Bestrebungen in Halle zusammengeführt, einen auf treue Freundschaft gegründeten Bund schlossen. Die allen eigenthümliche und in ihren Gedichten sich spiegelnde Begeisterung für den preussischen Heldenkönig verschaffte dieser Verbindung auch den Namen der „Preussischen Dichterschule“, oder — nachdem Gleim nach Halberstadt übergesiedelt war — den des „Halberstädter Dichterkreises.“

Der Mittelpunkt dieses Kreises war Gleim (1719 — 1805), welcher nicht nur in regem freundschaftlichen und literarischen Verkehr mit seinen bisherigen Freunden blieb, welchen sich, seit seinem Berliner Aufenthalte, noch Ewald Christian von Kleist, Wilhelm Ramler und die Dichterin Louise Karschin zugesellen, sondern auch bald in ein inniges Verhältniss zu Klopstock, Bodmer, Gessner und Wieland, zu Herder, Lessing und Mendelssohn trat, mit welchen er einen sehr lebhaften, wenn auch nicht immer allzu geistvollen Briefwechsel unterhielt. Unter den jüngern Dichtern, die sich um ihn scharten, und die er alle mehr oder weniger väterlich berieth und unterstützte, nennen wir bloss Joh. G. Jakobi, Klamer Eberh. Schmidt, Joh. Benjamin Michaelis und Wilh. Heinse. Das Beste, was Gleim schrieb, sind unstreitig seine „Preussischen Kriegslieder eines Grenadiers“ (Berlin 1758), welche seiner Zeit um so grösseres

Aufsehen machten, als es, trotz ihrer oft etwas tändelnden Süßlichkeit, die ersten Gedichte waren, welche in ungemachtem, schlichtem Volkston an das deutsche Ohr klangen und einen Helden feierten, der ganz Deutschland begeisterte. Auch Lessing, der sie mit einer Vorrede begleitete, legte denselben, besonders ihres volksthümlichen Tones wegen, einen sehr hohen Werth bei, und Herder konnte wohl mit Recht sagen: „Hier hat einmal ein deutscher Dichter über sein deutsches Vaterland echt und brav deutsch gesungen, ohne an andere Nationen sein Genie zu verpachten. Die edle Einfalt, die deutsche rauhe Stärke, die Hohheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, dass diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsere Dichtung an Engländer und Franzosen grenzt.“

Ein anderer preussischer Sänger ist Karl Wilhelm Ramler aus Colberg (1725 — 1798), dessen in Horazischer Weise und mit aner kennenswerther Glätte und Feinheit verfassten Oden, in denen er meist den Helden des siebenjährigen Krieges feiert, „für die Folgezeit ein Vorbild wurde, an dem, so lange unsere Sprache ihre gegenwärtige Gestalt behält, Niemand wird vorübergehen dürfen, welcher sich dieser Dichtungsgattung zuwendet.“

Ein ergreifendes Zeugniß von der lebendigen Bewunderung jener Männer für ihren grossen König gibt uns auch Ewald Christ. von Kleist (1715 — 1759), einer von Gleims ältesten Freunden, „ein Sänger und ein Held zugleich,“ der in der Schlacht bei Kunnersdorf fiel. Seine Ode: „An die preussische Armee“ von 1757 ist von dem schönsten Enthusiasmus durchglüht. Man urtheile selbst, sie lautet:

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spein, sowie des Osts Barbaren
Und Ungeheuer, dich zu verschlingen, aus!

So tobt ein Flammen-Meer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergiesst,
Mit dem Furcht und der 'Tod in Städt' und Dörfer fliesst;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heissem Grunde!

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone, wie bisher, im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlass den Feigen und Croaten!

Ich seh, ich sehe schon (freut euch, o Preussens Freunde!)
Die Tage seines Ruhms sich nah'n;
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder 'Tod im rasenden Getümmel!

In seinem Briefe an Gleim vom 2. April 1755 lesen wir:

„Unser grosser Friedrich gibt einem Dichter mehr Stoff zu Lobgedichten, als je einer gehabt hat. — Warum bin ich doch kein Dichter, und warum ist mir der König zu gross!“ — Und am 17. September 1756 schreibt er ihm aus dem Lager bei Pirna:

„Unsern grossen Friedrich muss man immer mehr bewundern, je mehr man sieht, wie er sich bei allen Vorfällen beträgt. Er ist so gelassen und vergnügt, als wenn er in der grössten Ruhe wäre. Bei seinen unendlichen Geschäften ist er nie mürrisch, sondern spricht mit Jedem, fertigt Jeden leutselig ab, und gehet mit seinen Soldaten um, wie mit Kindern. Sie werden ihre Köpfe en revanche auch gern für ihn hingeben; ich wenigstens gebe meinen, nachgerade ziemlich alten, gern hin, und werde mich freuen, wenn ich Gelegenheit habe, nur was zu helfen. Ich bin in diesem Schauspiele nur

ein Fussgänger, ich werde aber doch um mich schlagen, so gut ich kann.“

„Erst durch den siebenjährigen Krieg“, sagt Hettner, „ist Lessing sowohl als Dichter wie als Kritiker in Wahrheit Lessing geworden. Sogleich nach dem Kriege 1766, in demselben Jahr, in welchem Lessing's Laokoon erschien, entwirft Kant in den „Träumen eines Geistersehers“ bereits die Grundzüge seiner weltbewegenden Lehre. Die Knaben und Jünglinge aber, denen diese grosse Zeit die Zeit ihrer ersten Jugendeindrücke war, wurden die Schöpfer und Heroen unserer klassischen Dichtung.“

⁶⁾ Es ist wahrlich nicht das beste Wort unseres gewiss sonst so wackeren Arndt, wenn er in hyperpatriotischer Ereiferung Friedrich einen „undeutschen, gemüth- und gottlosen Fürsten, einen Franzosen-Affen, Jakobiner und Atheisten, einen Feind und Zerstörer der deutschen Verfassung, einen egoistischen Eroberer und Despoten, dessen Grösse Deutschland zum Verderben und dessen Grösse dem deutschen Volke zum Fluche geworden sei, nennt. (Vergl. „Histor. Taschenbuch für 1814.“ S. 136 — 146). Gegenüber der unwürdigen und parteiischen Auffassung Friedrich's von Seiten eines Onno Klopp und seiner gedankenlosen Nachbeter haben wir kein Wort zu verlieren.

⁷⁾ In seinen „Patriotischen Phantasien“, 4 Thle. Berlin 1775—1786.

⁸⁾ Raumer, Friedrich von Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—1783). Leipzig 1839, Band III, S. 284.

⁹⁾ L'antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel: Recueil des Oeuvres du Philosophe de Sans-souci, qui ont paru jusqu'à ce jour, 1762. t. II., p. 70.

¹⁰⁾ Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des souverains: Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1846 — 1857. t. IX.

¹¹⁾ Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse: Oeuvres de Frédéric II., roi de Prusse, publiées du vivant de l'auteur, Berlin 1789. t. III, p. 29.

¹²⁾ Lettres sur l'amour de la patrie: Oeuvres de Frédéric II. &c. t. II., p. 362.

¹³⁾ Des mœurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences: Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. Leipzig, Paris 1830, t. I., p. 337.

- 14) Essai sur les formes du gouvernement &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.
- 15) Ebendasselbst.
- 16) Ebendasselbst.
- 17) Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.
- 18) L'antimachiavel: Recueil, t. II. p. 63.
- 19) Ebendasselbst p. 53.
- 20) Essai sur les formes du gouvernement &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.
- 21) Ebendasselbst.
- 22) L'antimachiavel: Recueil, t. II. p. 16.
- 23) Ebendasselbst S. 184.
- 24) L'antimachiavel &c.: Recueil, t. II. p. 47.
- 25) Considérations &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.
- 26) L'antimachiavel: Recueil, t. II. p. 38.
- 27) Ebendasselbst S. V.
- 28) Ebendasselbst S. 8.
- 29) Ebendasselbst S. 32.
- 30) Ebendasselbst S. 37.
- 31) Ebendasselbst S. 37.
- 32) Discours sur la guerre &c.: Oeuvres de Frédéric II., &c. t. II. p. 261.
- 33) Ebendasselbst S. 244.
- 34) Ebendasselbst S. 247.
- 35) L'antimachiavel &c. Recueil, t. II. p. 114.
- 36) Essai sur les formes du gouvernement &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.
- 37) Dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix: Recueil, t. II. p. 267.
- 38) Ebendasselbst S. 268.
- 39) Ebendasselbst S. 270.
- 40) L'antimachiavel &c.: Recueil, t. II. p. 162.
- 41) Brief Friedrich's an v. Natzmer vom Jahre 1731; entn.: Boretius, Friedrich der Grosse in seinen Schriften. Berlin 1871. S. 33.
- 42) Examen critique du Systême de la nature: Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.

⁴³) Correspondance de Frédéric avec M. de Camas (janvier 1739): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XVI.

⁴⁴) Examen critique du Systême de la nature: Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.

⁴⁵) De la superstition et de la Religion: Recueil, t. II., p. 175.

⁴⁶) Lettres du roi de Prusse et de M. de Voltaire (Potsdam, 24 mars): Oeuvres posthumes de Frédéric II, roi de Prusse, 1789, t. V, p. 388.

⁴⁷) De la superetition &c.: Recueil, t. I, p. 184.

⁴⁸) Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 29 septembre 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁴⁹) Lettres du roi d. P. et de M. de Voltaire (13 août 1766): Oeuvres posthumes, t. V. p. 360.

⁵⁰) Ebendaselbst: (Potsdam, 7 août 1766), p. 357.

⁵¹) Ebendaselbst: (Sans-souci, 24 d'octobre 1765), p. 348.

⁵²) Ebendaselbst: (Sans-souci, 13 septembre 1766), p. 364.

⁵³) Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 21 juin 1771): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁵⁴) Corresp. de Frédéric avec d'Alembert (18 octobre 1770): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁵⁵) Examen critique &c. Oeuvres de Frédéric I. G., t. IX.

⁵⁶) Ebendaselbst.

⁵⁷) Essai sur l'amourpropre envisagé comme principe de morale: Oeuvres de Frédéric II., t. II. p. 270.

⁵⁸) Ebendaselbst S. 283.

⁵⁹) Lettres du roi d. P. et de M. Voltaire (31 octobre 1760): Oeuvres posthumes, t. V, p. 343.

⁶⁰) Corresp. de Frédéric avec M. de Suhm (Rheinsberg, 23. oct. 1736): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XVI.

⁶¹) Corresp. de Frédéric avec Voltaire Rheinsberg, (27 septembre 1737): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXI.

⁶²) Dialogue de morale &c.: Oeuvres de Frédéric II, t. II, p. 377.

⁶³) Corresp. de Frédéric avec. M. de Camas (Ruppin, 13. dec. 1735): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XVI.

⁶⁴) Corresp. de Frédéric avec Voltaire Potsdam, (2 mars 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁶⁵) Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Ruppin, 6 juillet 1737): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXI.

⁶⁶) Lettres du roi d. P. et de M. de Voltaire (28 février 1767): Oeuvres posthumes, t. V, p. 383.

⁶⁷) Ebendasselbst: (au camp de Porcelaine, Meissen, 1 mai 1770), p. 334.

⁶⁸) De l'utilité des sciences et des arts dans un Etat: Oeuvres de Frédéric II., t. II, p. 396.

⁶⁹) Lettres du roi d. P. et de M. de Voltaire: (avril 1749): Oeuvres posthumes, t. V, p. 215.

⁷⁰) Corresp. de Frédéric avec M. Duhan de Jandun (Ruppin, 12 mai 1738): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XVII.

⁷¹) Dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.

⁷²) Ebendasselbst.

⁷³) Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 4 déc. 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁷⁴) Des mœurs, des coutumes, de l'industrie &c.: Oeuvres hist. t. I, p. 299.

⁷⁵) Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg: Oeuvres hist., t. I, p. 10.

⁷⁶) Ebendasselbst S. 10.

⁷⁷) Ebendasselbst S. 11.

⁷⁸) Des mœurs des coutumes, de l'industrie &c.: Oeuvres hist. t. I, p. 300.

⁷⁹) Avant-propos sur la Henriade de M. de Voltaire: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.

⁸⁰) Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 28 février 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.

⁸¹) Ebendasselbst (Potsdam, le 1 mai 1771.)

⁸²) Lettres sur l'éducation &c.: Oeuvres de Frédéric II, t. II, p. 360.

⁸³) De l'utilité des sciences &c.: Oeuvres de Frédéric II, t. II, p. 384.

⁸⁴) Lettre sur l'éducation: Oeuvres de Frédéric II, t. II, p. 338.

⁸⁵) Ebendasselbst S. 339.

⁸⁶) Ebendasselbst S. 343.

⁸⁷) Ebendasselbst S. 347.

⁸⁸) Ebendasselbst S. 351.

⁸⁹) Ebendasselbst S. 353.

- ⁹⁰⁾ Ebendasselbst S. 358.
- ⁹¹⁾ Ebendasselbst S. 357.
- ⁹²⁾ Corresp. de Frédéric avec d'Alembert (7 mai 1771): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIV.
- ⁹³⁾ Ebendasselbst (le 6 octobre 1772.)
- ⁹⁴⁾ L'antimachiavel: Recueil, t. II, p. 30.
- ⁹⁵⁾ Corresp. de Frédéric avec d'Alembert (28 juillet 1774): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIV.
- ⁹⁶⁾ Ebendasselbst (29 novembre 1776.)
- ⁹⁷⁾ Lettres du roi d. P. et de M. de Voltaire (le 25 juillet 1742): Oeuvres posthumes. t. V, p. 121.
- ⁹⁸⁾ Ebendasselbst (Potsdam, le 20 août 1743), S. 167.
- ⁹⁹⁾ Lettres du roi d. P. et de M. de Voltaire (Meissen, 12 mai 1760): Oeuvres posthumes, t. V, p. 337.
- ¹⁰⁰⁾ Ebendasselbst.
- ¹⁰¹⁾ Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 12 juillet 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.
- ¹⁰²⁾ Corresp. de Frédéric avec Voltaire (Potsdam, 12 juillet 1775): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXIII.
- ¹⁰³⁾ Consid. sur l'état &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.
- ¹⁰⁴⁾ Corresp. avec Voltaire (Ruppin, 11 sept. 1738): Oeuvres de Frédéric I. G., t. XXI.
- ¹⁰⁵⁾ Consid. sur l'état &c.: Oeuvres de Frédéric I. G., t. VIII.
- ¹⁰⁶⁾ Ebendasselbst.
- ¹⁰⁷⁾ Ebendasselbst.
- ¹⁰⁸⁾ Ebendasselbst.

Berichtigungen.

Seite XIII Zeile 9 von oben setze: „Heil etc. statt Heil etc.

„ XIII „ 10 „ „ lies: **Weder** st. Nicht.

„ 1 Nro. 4. Zeile 2 v. u. lies: **Er** st. Es.

„ 2 „ 6. „ 1 v. o. lies: **Entwicklung** st. Entwikelung.

„ 2 „ 6. „ 3 v. o. lies: **glücklichen** st. glüklichen.

„ 6 „ 10. „ 9 v. u. ist das , zu streichen.

„ 9 „ 19. „ 2 v. u. lies: **dem ersten** st. jenem.

„ 9 „ 19. „ 5 v. u. lies: **er** st. es.

„ 12 „ 23. „ 14 v. o. lies: **gross** st. gros.

„ 16 „ 28. „ 6 v. o. lies: **das alles sind** st. das sind alles.

„ 16' „ 28. „ 4 u. 5 v. u. lies: **ihrer** st. seiner, **ihres** st. seines,
wagen st. wagt.

Seite 22 Motto Zeile 1 v. u. lies: **Hermann** st. Herrmann.

„ 22 Nro. 1. „ 6 v. o. ist das , hinter Bergpredigt zu streichen.

„ 24 „ 12. „ 1 v. o. lies: **den Vorurtheilen** st. die Vorurtheile.

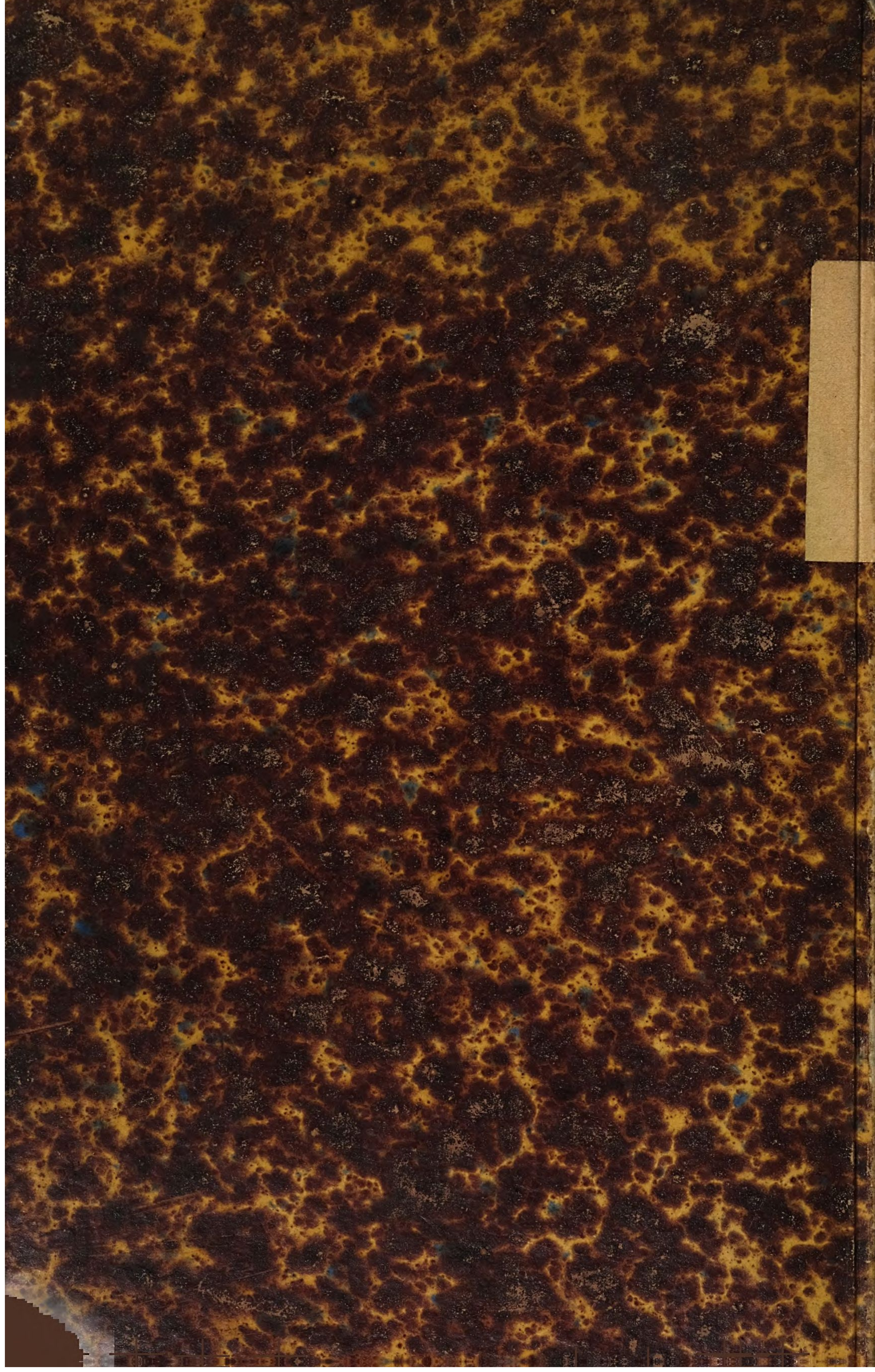
„ 48 „ 4. „ 28 v. u. lies: **besorgen** st. versorgen.

„ 36 „ 26. lies: **Undankbare machen und undankbar sein.**

„ 58 „ 21. Zeile 2 v. u. lies: **derer** st. ihrer.

„ 69 Zeile 19 v. o. lies: **wurden** st. wurde.

11/24/24 11/24/24 11/24/24 11/24/24 11/24/24



Friedrich

Gedanken Friedrichs des Grossen vorzüglich in ihrer Beziehung auf die
Gegenwart

Würzburg 1871

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.49-aa
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718695-3